

# DIE FACKEL

Nr. 601—607

NOVEMBER 1922

XXIV. JAHR

## Vom großen Welttheaterschwindel

GESPROCHEN VOR EINER VORLESUNG DES »TALISMAN« AM 24. SEPTEMBER

Statt der eigenen Stimme, die die Wirklichkeit im ersten Schrecken des Wiederantritts nur verschlägt und die ihr entgegenzustellen mir immer aussichtsloser scheint und immer unerträglicher wird, hole ich mit beherzter Absicht ein Stück alter Theaterwelt hervor und attestiere mir, weil es bloß die Übertölpelung der Köpfe durch die Perücken darstellt, meine Zurückgebliebenheit hinter allem Betrug des neuen Welttheaters. Ich bescheide mich, meine schon unüberbietbare Mißachtung für alles Kunstgetue, das einer um ihr nacktes Leben ringenden Menschheit sich als Ausdruck eines Zeitbedürfnisses aufdrängt, lieber in der Wahl abgelebter und nie voll erlebter Werte als durch meine eigene Sprache zu bekunden. Denn sie, selbst sie vermöchte im Augenblick nicht den Abscheu zu meistern, den nur das entfernteste Miterlebnis dieses Kultursommers vermittelt hat, dessen furchtbaren Abschluß wohl die Tatsache bedeutet, daß die Zeitungen wieder erscheinen. Ich, dem es beschieden ist, nichts mitzumachen, aber alles zu erleben, Fieberhitze und Schüttelfrost zu erleiden, wo Zeitgenossen sich in Krämpfen der Entzückung winden, und das Grauen dessen, was ich versäume, aus der hassenswertesten Botschaft zu empfangen, ich hatte nicht nur das Unglück, die reinsten Tage, die diese Stadt zu bieten hatte, fern von ihr zu verbringen, sondern auch das Pech, daß am Tag meiner Rückkehr die Zeitungen wieder erschienen und zunächst ausschließlich zu dem Zweck, uns aus unserer tiefen Erniedrigung wieder zu einem Glauben an die heilige Dreieinigkeit der Herren Reinhardt, Moissi und Hofmannsthal zu erheben, zu deren Ehren auch wieder die Kirchenglocken läuten, die so lange nur als Mörser zu uns gesprochen haben. Ich weiß ja nicht, ob eine Kirche noch geschändet werden kann, die während eines Weltkriegs, der als internationales Gaunerstück sicherlich nur der Prolog im großen Welttheater war, das Walten der giftigen Gase gesegnet und nach ihm die Muttergottes mit der Kriegsmedaille dekoriert hat. Wenn aber an dieser Kirche, aus der Gott schon ausgetreten sein dürfte, bevor sie den Welttheateragenten ihre Kulissen und den Komödianten ihren Weihrauch zur Verfügung stellte, wenn an dieser Kirche noch etwas zu schänden war, so dürfte es doch jener Altar sein, der den Herren Reinhardt, Moissi und Hofmannsthal, diesen tribus parvis impostoribus als Versatzstück gedient hat, damit sie an ihm etwas verrichten, was ein blasphemischer Hohn ist auf alle Notdurft dieser Menschheit. Denn von wahrer Andacht weiß man in Salzburg, wo einst ein Hermann Bahr gewirkt hat, ein Lied zu singen. Wie ist doch die alte Kultur dieser Stadt herabgekommen, wenn der Fremdenverkehr, der ehemals nur die Kirchentür zu öffnen brauchte, um sich an der Inbrunst eines knieenden Mitarbeiters des Neuen Wiener Journals emporzuheben, wenn er an derselben Stätte gleich ein großes Welttheater braucht! Dorfkirchl hat zugeschaut, da

ein alter Schwindler, der schon dem Treiben dieser Zeitlichkeit entrückt ist und im Gebet noch etwas hinaufkommen will, sein Geschäftsbuch mit Gott einleitete, als Gebetbuch fortsetzte und hierauf als Tagebuch am Sonntag erscheinen ließ. Und wir waren es mit ihm zufrieden, wenn in diesen dünnen Zeiten unserer Bitte »Herr, gib uns unser täglich Barock« einige Erfüllung ward. Aber eine Kirche, deren guter Magen diesen Salzburger Sommer überstanden hat, wo an der Kirchenpforte, mit der kein Bühnentürl mehr konkurrieren könnte, sich statt der Bettler die Schmöcke gedrängt haben, eine Kirche, die derartige Greuel vor dem Herrn mit sich selbst geschehen ließ und schlimmere, als sie je getan, je geduldet und gesegnet hat, sie hat es verwirkt, daß man ihre Angelegenheiten, die sich in der Regel mit solchen des Herzens und des Gewissens gedeckt haben, noch mit Ehrfurcht unerörtert lasse oder mit Delikatesse erörtere. So erkläre ich denn, in einer Gegenwart, in der nach dem Selbststurz der Throne die Altäre ins Chaos der Unehre gesunken sind und wo Hochamt und Großmarkt in dem Einheitsbegriff jener »Messe« verschmelzen, die die Gelegenheit für Händler und Mysterienschwindler bedeutet, so erkläre ich denn mit jener Feierlichkeit, die heute nur noch einem, der aus dieser Kirche austritt, ziemt, daß ich einst die jüdische Glaubensgenossenschaft, in die ich durch den leidigen Zufall der Geburt geraten war, verlassen habe, um mich nach einer Zeit der bequemen und nie genug gewürdigten Konfessionslosigkeit von einem Teufel in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche verführen zu lassen. Man mag mich verdammen, weil ich ohne einen zwingenden Grund, sei es der speziell in die katholische Richtung gewandte Glaube, sei es das häufigere Motiv politischen oder sozialen Strebens, also jener Konversion, die die Konversion eines Geschäftes ist, sie vollzogen habe. Warum ich es getan, ist weit mehr noch Privatsache, als die Religion selbst es zu sein pflegt. Aber wenn der Grund nur in dem Wunsch gelegen war, die letzte Gemeinsamkeit mit den Literaturschwindlern zu verlassen, so bin ich gestraft genug durch die Enttäuschung, sie eben dort wiederzufinden, wohin ich mich vor ihnen zu bergen wähnte. Wie dem immer sei, ich wurde Katholik und ich blieb es wunderbarer Weise noch während des Weltkriegs, was sich aber der erklärenden Vernunft aus der einfachen Tatsache erschließt, daß man hierzulande, um eine Angelegenheit der Weltanschauung in Ordnung zu bringen, zum Magistrat gehen muß und ich, der bis in den Morgen zu arbeiten pflegt, die Amtsstunden verschlafe. Nun aber habe ich nicht nur erfahren, daß die Menschheit durch die von der katholischen Kirche gesegneten Waffen zugrundegegangen ist und dieser nichts übrig blieb, als für das Ergebnis die Muttergottes mit der Tapferkeitsmedaille auszuzeichnen, sondern ich weiß auch, daß der überlebende Teil der Menschheit vor dem Verrecken bewahrt werden könnte, wenn die Muttergottes sich entschließen wollte, ihre Schmeichler zur Auslieferung der Gold- und Silbervorräte, zu nichts nütze als gehabt und vor den Augen des Hungers ausgestellt zu werden, zu überreden. Aber nicht genug an dem: die katholische Kirche, die nicht einmal zu einem kostenlosen Bannstrahl gegen die Dynasten zu haben war, welche den Völkern das Ultimatum der Pest und der Syphilis überbracht haben, die größte Hiobspost seit Erschaffung der Welt, doch die einzige, die, zugleich die Entschädigung bot, ein Uriasbrief<sup>1</sup> ihrer Verfasser zu sein — die katholische Kirche, die nicht fluchen, nur segnen konnte, hat zum Schaden den Spott gefügt, indem sie sich herbeiließ, das große Welttheater der zum Himmel stinkenden Kontraste, wo die Komödianten nicht spielen können, und von den Pfarrern gelehrt werden müssen, in eigene Regie zu übernehmen und jenen Hofmannsthal aufs Repertoire zu setzen, der sich auf das Leid der Kreatur einen gottge-

---

1 2. Sam 11.14 ff

fälligen Vers machen kann und dessen Schwager, ein Pater namens Benvenuto Schlesinger, im Vatikan ein— und ausgeht. Angesichts aller dieser Umstände und weil ein Hauch von Calderon in gleicher Weise dem Salzburger Hotelgeschäft wie der Wiener Literatur zugutekommt und weil es der Fürsterzbischof gewollt hat, daß Ehre sei Gott in der Höhe der Preise, sehe ich mich genötigt, aus der katholischen Kirche auszutreten, nicht nur aus Gründen einer Menschlichkeit, die bei den Hirten in so schlechter Obhut ist, sondern hauptsächlich aus Antisemitismus. Nun, nach dem, was sich in Salzburg getan hat, werde ich also doch einmal früh aufstehen und zum Magistrat gehen müssen und ich kann nur hoffen, daß mein werktätiges Beispiel, das gewiß ein Opfer bedeutet, viele Gläubige nach sich ziehen wird, die aus dem Brand des Welttheaters und der entstandenen Panik, aus der Zeugenschaft des Leichenraubes und der frommen Pantomime, die ihn begleitet, genug Herz, Phantasie und menschheitliche Ehre gerettet haben, um gleich mir den Wunsch zu hegen, ihren Gott aus anrühigen Kulturgeschäften gerettet zu sehen und einem Verband zu entfliehen, der seine Lokalitäten neu einweihet, wenn dort die Seele eines Selbstmörders der Qual dieser Welt entfloh, aber nicht, wenn daselbst ein elender Theaterhandel mit Resteln von Gnade effektiert wurde. Es mag ja gewiß erstaunlich sein, daß ich, statt in die Kirche einzutreten, um mir ein Urteil über ein Stück des Herrn Hofmannsthal zu bilden, aus ihr austrete. Aber zu jenem befähigt mich allein schon mein Geruchsvermögen für alle Unechtheit, mein Spürsinn für das Talmi einer »goldenen Gnadenkette« und ein unzerstörbares Gefühl für den Takt der Zeit, die auf Leichenfeldern nicht Festspiele zu veranstalten hat, jedoch auch die Lektüre einer einzigen Szene, die ich für einen so aberwitzigen Dreck halte, daß ich selbst dieser unverlegtensten aller Epochen nicht zugetraut hätte, so etwas mit den höchsten Begriffen der Menschheit in Verbindung zu bringen, selbst wenn ihr diese nur als die himmlischen Ornamente einer Zeitungswelt überkommen wären. Dies, was Herrn Hofmannsthal betrifft. Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel, so scheint ja mein aufklärendes Wort im Verein mit der Not dieser Tage den valutarischen Hochflug der Moissi—Seele soweit gehemmt zu haben, daß die Bergpredigten schon vor wesentlich geleerten Häusern stattfinden und daß man in Erwartung des unvermeidlichen großen Welttheaterkrachs dieser Saison den Unwiderstehlichen getrost der andauernden Ekstase junger Gänse sowie der Zuckerkanndl überlassen kann. Der dritte, Herr Reinhardt — der Träger des Problems dieser Theatermenschheit, die ihres Zusammenbruchs nicht bewußt wird, wenn sie den Triumph einer Regiekunst ausschreit, die man ehemals, in der Zeit der Persönlichkeiten, zum Krenreiben gebraucht hätte — er scheint nun einmal bestimmt, der Zeremonienmeister einer freihändig offerierten Kultur zu sein, die um eine Renaissance des Barock sich die Valuta aus dem Leib schindet. Sein Expansionsdrang umfaßt nun vom Zirkus bis zur Kirche alle Örtlichkeiten, in denen im Zusammenfließen von Publikum und Komparserie sich immer ein voller Saal imaginieren läßt und wo vor dem Rollenwechsel von Zuschauer und Akteur, Hanswurst und Priester allem Weltbetrug ein hohes Entree abzugewinnen ist. Ich würde ihn für das Verbrechen seiner Offenbach—Inszenierungen im Gefängnis sitzen lassen, aber ich wäre schon mit der gelindern Vollstreckung zufrieden, die Proben des Herrn Reinhardt zu überprüfen und ihn, den seine publizistische Komparserie als den größten Nach—Träumer dichterischer Vision preist, auf frischem Nichtverständnis jeder dichterischen Zeile zu ertappen. Doch wie unfruchtbar wäre es, den Welttheaterhumm dieser Firma als den größten Humbug, der der Presse je geglückt ist, zu entlarven, wenn die Zeit den Schein, der ihr wahrer Ausdruck war, schon von selbst erledigt, aber ihm eine Affenkomödie des Dilettantismus

wie das Theater des Herrn Jeßner als Treppenwitz nachsendet. Immerhin dürfte Wien noch ein Boden für allerwelts abgetakelte Managerkünste sein und einen Budapester, der in Berlin kein Geschäft mehr machen kann, als verlorenen Sohn empfangen, zu dessen Ehren manch ein gemästet Kalb zwar nicht geschlachtet wird, aber Artikel schreibt. Denn an dem Tage, als die Zeitung wieder erschien, wußte sie zu erzählen, daß vor seiner Intensität des Gefühlsausdrucks frühere Vorführungen des »Clavigo« — ,jedenfalls auch die mit Sonnenthal als Clavigo, Lewinsky als Carlos und Baumeister als Beaumarchais — »zu verblassen scheinen«, und führte als Beweis für diesen Hexenmeister hauptsächlich an, was sein Theatervorhang, der bekanntlich schon bei »Macbeth« nur so von Blut getroffen hat, für Kunststücke vermag. Und da erfuhren wir denn, daß kein Oberkellner in einem Stimmungskabarett mehr für Stimmung besorgt sein kann als der Herr Reinhardt, der sich für die Vision Goethes unmittelbar verantwortlich fühlt. »Auch der unscheinbarste mechanische Vorgang«, versicherte Auernheimer, »dient ihm als willkommenes Ausdrucksmittel«.

So schließt sich etwa nach dem vierten Akt der rote Seidenvorhang, der das Bühnenbild vom Zuschauerraum abgrenzt; *aber er tut es nicht mit der gleichen Geschwindigkeit wie nach den anderen Aufzügen, sondern ritardando, ruckweise, im Tempo eines Trauermarsches und Konduktes*. Die rührseligen Szenen der zum zweitenmal verlassenen Marie sind vorangegangen; Marie liegt, während sich der Vorhang *langsam*, wie ein *Bahrtuch* schließt, tot im Sessel.

Der Vorhang ist von Reinhardt. Auf der Bühne ist etwas gestorben. Ich halte den Nachruf und treibe die Beter vom Altar, die dort den Händlern und Wechslern etwas vorspielen wollten!

---

## Preßburgtheater

GESPROCHEN AM 8. OKTOBER

Ich lese jetzt, als Nachspiel zu meiner kürzlich gesprochenen Rede »vom großen Welttheaterschwindel«, etwas vom »Preßburgtheater«. In dem Titel sind, wie man gleich sehen wird, drei Elemente innig gesellt. Es ist nur einer jener mir zufallenden Zufälle, daß gerade heute — ich wußte es natürlich nicht, aber ich wußte es doch — Herr Reinhardt in Preßburg gastiert.

Die Frage, die an einen Gerichtszeugen gerichtet wird, ob er mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert sei, bleibt dem Theaterkritiker erspart, und so darf uns denn der Herr Felix Salten wo immer und so oft er nur Gelegenheit hat, mit seiner unbefangenen Begeisterung für Herrn Reinhardt aufwarten, unter dessen Zauberstab die theatralischen Eindrücke des letzten Jahrtausends in Nichts versinken, während man über die des vorletzten auf Kombinationen angewiesen ist. Herr Reinhardt, der nicht, wie vielfach angenommen wird, aus Budapest stammt, hat es, was seiner Expansionsfähigkeit gewiß kein schlechteres Zeugnis ausstellt, verstanden, von Preßburg aus die mitteleuropäische Kulturzone zu erobern und beherrscht sie heute schrankenlos, indem er auf Schloß Leopoldskron sich von galonierten Dienern mit gepuderten Haaren und in Wien von der Presse bedienen läßt. Er hat das ancien

regime eingeführt, für das ihm Herr Salten das spanische Zeremoniell zu Verfügung stellt, er wirkt in Wien in der Hofburg, in Salzburg in der Kirche und ist in Berlin an einem Zirkus beteiligt, und wenn nicht alles trägt, so wird, eben weil alles trägt, bald die Zeit anbrechen, wo man den Herren Reinhardt und Salten eine Konzession zur Restauration der Monarchie übertragen wird. Da eine solche bisher ausschließlich an der Schwierigkeit gescheitert ist, wie man wieder zu dem fundus instructus der Ausstattung gelangen könnte, ohne die eine Monarchie undenkbar ist, und die Uniformen sowie Pantherfelle der Arcierenleibgarde in den Besitz der Direktion Karczag übergegangen sind, so ist es klar, daß Herr Reinhardt der einzige Mann ist, der die Tatkraft aufbrächte, sie wiederzugewinnen und uns dadurch besseren Zeiten entgegenzuführen. Schon hat ihn die Zuckermandl als König proklamiert, den »Kreuzzüge der Kunsterlösung vom Heimatlande ferngehalten« haben. Jetzt aber kehre er wieder und schenke uns »sein ungeheures Prestige«, also eben jenen Wert, den zu gewinnen wir einen Weltkrieg verloren haben. Ob ihm nun der Staatsstreich gelingen wird oder nicht, gewiß ist, daß die öffentliche Meinung, die Herr Reinhardt heute von einer schier uneinnehmbaren Preßburg aus beherrscht, seit Attila, der gleichfalls von dort nach dem Abendlande vordrang, oder sagen wir seit dem Korsen nicht so das Gefühl hatte, im Schatten einer schon bei Lebzeiten mythischen Persönlichkeit zu leben.

Was meine isolierte Wenigkeit betrifft, die nicht das Glück hat, in die Suggestionzone zugelassen zu sein, so kann ich nur sagen, daß ich an diesem Regisseur stets das Talent anerkannt habe, sich selbst noch besser zu inszenieren, und in seiner Laufbahn schien er mir hauptsächlich durch den Glücksfall gefördert, daß auf der Bühne zumeist weit schlechtere Schauspieler standen. Womit er aber seiner Wirkung auf die neue Degeneration sicher sein konnte, das war der Roßtäuscherkniff, ein Stück von einem Punkte her zu packen, den man auf dem Stande einer höheren Theaterkultur gar nicht als vorhanden bemerkt hätte. Diesen typischen Talentgriff nennt Herr Salten, der auch ein starkes Talent ist, Reinhardts »Geniegriff, der zum innersten Kern einer Dichtung dringt, ihn aufbricht und nie geahnten Sinn zu nie geahnter Wirkung hervorholt«. Beispiele: Der Wald, der im »Sommernachtstraum« mitgespielt hat und, zugegeben, besser als die übrigen Mitspielenden; der Chor in den »Räubern«, der zum Orkan erbraust, so daß sich der ganze Seelenzustand der Sturm— und Drangzeit mit einem Schlag enthüllt habe; der einstimmige Jubelschrei der Freunde Antonios im »Kaufmann von Venedig«; und nun in Salzburg der magische Paukenwirbel, der in der Kollegienkirche wie in der Presse den Reigen des Todes begleitet. Kurzum, lauter Glanzleistungen eines Komparseriechefs, die das Niveau eines gesunkenen Zeitalters und der ihm angemessenen Bühnenkunst um keinen Zoll erhöht haben, und wenn die Blumenstege des Herrn Reinhardt noch so eindrucksvoll von Girlanden aus Zeitungspapier umfaßt wurden. Auch wer die ehrlichsten Augenblicke des Versagens dieser Regiekunst nicht erlebt hat, die echte Unfähigkeit dieses Geniegriffs, etwa zum Kern der Goetheschen Helena vorzudringen, konnte selbst die Methode, wie er an der Offenbachs den nie geahnten Sinn zu nie geahnter Wirkung hervorholte, als Blasphemie empfinden und nichts blieb als der Dank der Sinne an den perfekten Auslagenarrangeur, dessen Aufmachung einer gleichgestimmten Zuschauerschaft und einer gleichqualifizierten Kritik als Offenbarung erscheint. Und es mag für diese Regiekunst, die sich als neugeborne Profession in das Vakuum des Zeitgefühls eingeschoben hat, bezeichnend sein, daß ihr Unwert sich weit mehr noch an ihren Bravourstücken beweist als dort, wo sie an dem Wesen vorbeistümpert, das den Handlangern einer Zeit, die Geschmack ohne Gefühl hat, ja doch unerreichbar ist. Wie Herr

Reinhardt der Meinung ist, daß es in den »Räubern« auf die Räuber ankomme, so hat er in einer denkwürdigen Inszenierung der »Kronprätendenten«, mit dem leider unverwüstlichen Wüllner als Jarl Skule, den innersten Kern der Dichtung in der Szene erkannt, wo auf der Straße von Oslo »Kriegslärm und wirres Getöse« vorkommt, das in der Tat viel eindringlicher zur Geltung kam als alles andere und auch als die Gestalt des Bischofs Nikolas, den er allerdings selbst spielte.

Aber rede einer mit den Feuilletonisten! Die erzählen uns, er sei »ein Gottsucher, ein innerlich Ruheloser«. Wie Hofmannsthal »in der Stunde der höchsten Not eine Seele in sich entdeckt, die zu beten anfängt«, wie er »von seelischer Bedrängtheit in die Kirche getrieben, sich dort auf die Knie warf« — da legst dich nieder —, so strebt auch Reinhardt »nach der höchsten Form des Theaters«, leidenschaftlich ringend und leidenschaftlich *schwelgend* zugleich; so sucht er »nach dem göttlichen Wesen im Darsteller. Er *verzehrt sich* danach, das Theater zur Andacht und zur Beglückung zu steigern, *verzehrt sich* danach, den Funken im Herzen des Schauspielers bis zur Schöpferglut anzufachen. Unersättlich ist er, in immer neuen Schauplätzen, in immer neuen Menschen und Werken zu schwelgen ... « Also ein Bild aus den furchtbaren Tagen der russischen Hungersnot mit ihren Kontrasten, offenbar in jener Stunde geschaut, in der Hofmannsthal zu beten anfängt. Wenn aber Herr Reinhardt sich und die Seinen nicht schon früher ganz verzehrt hat, so dürfte der Fideikommißherr auf Leopoldskron ein alter Regisseur werden, bis er das göttliche Wesen im Darsteller findet, denn momentan bedecken es hundert irdische Hüllen von Filmleinwand und es würde, wenns gelänge es davon zu befreien, nicht vorhanden sein. Aber dieser Reinhardt ist ein Entrückter, der seine Sendung erfüllt, ohne um sie zu wissen. In dem Drang, das Theater zur Andacht zu steigern, ward ihm der Auftrag, die Kirche zur Sensation herabzudrücken, und das geschah nicht etwa, weil die Seele dieser Menschheit um die Valuta ringt und aus deren tiefster Erniedrigung sich nach einer Hebung des Fremdenverkehrs verzehrt, und nicht, weil die Salzburger unersättlich sind, in immer neuen Menschen zu schwelgen, sondern es geschah unbewußt und Salten, ein Künder der tiefsten, wie der allerhöchsten Geheimnisse, spricht es mit den Worten aus: »Er weiß ja wahrscheinlich auch nicht, wie sehr er mit seinem Salzburger Kirchgang dem Zug seines immer enttäuschten, immer durstenden Herzens gefolgt ist, denkt wohl nicht daran, wie er auf diesem Weg ungezählten, in ihrem Innern verwirrten, in ihrer Andacht verwaisten und sehnsüchtigen Menschen voranschreitet.« Höchste Zeit also, daß er es jetzt wenigstens erfährt, was hoffentlich auch der Schar geweihter Schmöcke, die in diesem Sommer hinter ihm her waren, zur Stärkung reichen wird, denn sie haben sich, seitdem der Bahr Salzburg verlassen hat, in ihrer Andacht verwaist gefühlt. Wenn sie von den Kreuzzügen sprachen, so meinten sie immer schon die der Kunsterlösung, die Reinhardt so lange vom Heimatlande ferngehalten hatten. Aber auch Reinhardts Salzburger Kirchgang scheint nun in seiner kulturhistorischen Bedeutung dem bekannten Canossagang den Rang abzulaufen und somit weit mehr zu sein als die jüdische Spekulation, als die er dem Weltsinn erscheinen mochte. Wie wäre es sonst auch möglich, daß der Theatermann, dem die Kirche die Ausstattung und die Presse den Weihrauch beistellt, in eine Glorie gerückt wird, die ihn geradezu als Erwecker und Erlöser wirksam zeigt. Denn kaum hatte Reinhardt seinen neuen Schauplatz betreten, so tat er auch schon Wunder. Was er vermag, »erwies sich in der Kollegienkirche an Frau Wohlgemuth deutlicher und verblüffender als je vorher«, wenigstens nach Aussage Saltens, der damit auf die Ge-

schichte von der Tochter des Jairus <sup>1</sup> anzuspielden scheint. »Zum erstenmal, war die Wohlgemuth der führenden Regie Reinhardts teilhaftig geworden ...«, (drei Punkte, die die Überraschung vorbereiten) »und stand auch schon auf einer Gipfelhöhe der Vollendung, die man ihr manchmal leise zugetraut, die sie aber sonst und früher nie erreicht hat.« Man hat es nicht laut zu sagen gewagt, ich schon gar nicht, und nun ist das Wunder geschehen, »von Meisterhand aufgeblättert« erstand die Wohlgemuth von den Toten und zeigte neue Seiten. Flüsternd berichtet es der Eingeweihte, der zwar in der Inbrunst jeder Konfession seinen Mann stellt, aber hier doch offenbar den Umkreis der Mischpoche nicht überschritten hat. Man lasse sich durch den Schauplatz nicht verblüffen. Man hat ihn bloß der Unersättlichkeit des Meisters zu verdanken, der sich in Berlin am Zirkus überessen hat, nebst der Willfährigkeit einer ausgedienten Kulturmacht, die ihre eigene Zugkraft versagen fühlt und darum nichts Klügeres zu tun weiß, als sich der Zeit und deren Regisseuren anzuvertrauen. Laudabiliter se subjecit.

---

## Glossen

### OB ER WEISS? OB ER WEISS!

Pardon, ich kann von dem Motiv Salten—Reinhardt, wie er ihn errät und versteht, nicht loskommen. Ich könnte über jedes dieser Feuilletons ein Buch schreiben, es wäre trotzdem kürzer, aber die Antithese von einem Stück Managerwelt und den Tönen der Hieratik, über die niemand besser verfügt als dieser Journalist für alles, bezwingt mich. Dabei würde man ihm unrecht tun, wenn man ihn bloß für den geschicktesten Schreiber hielte, den eine Zeitung heute aufzubieten hat und der ihr — ob über die pragmatische Sanktion oder die Relativitätstheorie, goldnen Vogel oder Ammonshorn — jeden Bedarf befriedigt. Nein, ein natürlicher Mangel an Humor läßt diese stets parate Feierlichkeit beinahe echt erscheinen, wenn sie etwa zum Weltkrieg gestern »Es muß sein« sagt und heute »Es muß nicht sein«, so daß die Bedeutsamkeit eigentlich nur durch das Tempo der Einstellung entwertet wird. Saltens Aufgabe also ist es, die seelischen Kräfte, die in Reinhardt wirken, ihm bewußt zu machen. Reinhardt, der ein Instrument des Herrn ist, kann natürlich gar nicht wissen, was er vollbringt, aber Salten weiß. »Ob er (Reinhardt) weiß, daß er es war, der das moderne Theater von der Entgötterung erlöst hat«, will Salten dahingestellt sein lassen. Viel unwahrscheinlicher ist ihm schon, daß er weiß, was er mit seinem Salzburger Kirchgang vollbracht hat, wie er dem Zug seines immer enttäuschten Herzens gefolgt und anderen vorangeschritten ist: er »denkt wohl nicht daran«. Eines muß aber selbst Salten zugeben. Bekanntlich gehören sie zusammen, Max Reinhardt und Wien. »Er scheint es zu wissen«. Aber ganz sicher ist freilich selbst das nicht.

Und wenn er es auch nicht weiß oder nicht wissen will, eine ungefähre Ahnung hat er dennoch.

Viel begrenzter noch ist unser Wissen von der Wohlgemuth. Als sie, von jenem geweckt, in der Kollegienkirche auferstand und keine tote Schauspielerin mehr war, da stoben wir auseinander wie die Leidtragenden im »Hannele«. Denn bekanntlich war das, was man der Wohlgemuth manchmal leise zuge-  
traut, soeben erfüllt worden.

<sup>1</sup> s. Mk 5.35 oder Lk 8.49

Fest und bestimmt die edle Sprechstimme, *die wir ja lange schon zu kennen glaubten*, deren herrlichen Vollklang, deren beseelte Energie im Ausdruck wir aber doch jetzt zum erstenmal vernahmen.

Ja, was wußten wir! Und noch jetzt wird es viele unter uns geben, die, indem vom Salzburger Welttheater die Rede ist, den Passus auf Moissi bezogen haben, vor allem Moissi selbst, da man ja auf den Unterschied zwischen Moissis Vollklang und dem Vollklang der Wohlgemuth Klavier spielen kann, wie die Salzburger Kirchgänger sagen. Aber wengleich Moissi bereits ogni speranza lassen muß, bezieht sich der Passus dennoch auf Moissi und umso deutlicher, als ausgerechnet Moissi — man denke, in einem »Salzburger Nachklang« — nicht genannt wird, sondern im Gegenteil zu lesen ist:

Von den ausgezeichneten Darstellern des Welttheaters hatte keiner so viel Erfolg wie der Engel der Frau Wohlgemuth.

Alle Mitwirkenden werden gelobt und zum Schluß sogar Gott, aber der sonore Bettler, der doch die Zuckerkandl rebellisch gemacht hat, die Nachtigall, die der Kennerblick eines Bahr sofort als den prädestinierten König Lear erkannt hat, wird mit keinem Ton bedacht. Im Gegenteil heißt es nach der Erweckung der Wohlgemuth:

Wieder einmal hat man die alte, *wehmütige Erkenntnis* eklatant bestätigt gefunden: die Kunst des Schauspielers bedarf der Führung und der (*von anderen zu gewährenden*) Gelegenheit, um nicht zu verkümmern oder auf halbem Weg mit unverbrauchten Kräften stehen zu bleiben.

Aber da vor dem Wunder der Wohlgemuth sich doch nur die freudige Seite dieser Erkenntnis entfaltet hat, so sucht man unwillkürlich nach dem Beispiel einer unverbrauchten Kraft, die sich der Führung des Herrn Reinhardt und der von ihm zu gewährenden Gelegenheit entziehen möchte, man bekommt, ohne daß man das geringste Bedürfnis darnach gehabt hätte, einen Einblick hinter die Kulissen der Welt— und Preßburgtheater, und die profane Neugierde drängt zu der Frage: Was hats da gegeben? Salten weiß ja wahrscheinlich gar nicht, wie sehr er dem Zug des immer enttäuschten Herzens eines Theaterunternehmers gefolgt ist, wenn er ihm seine männliche Primadonna auf eine Kollegin eifersüchtig macht. Er ist ja nicht weniger ein Inspirierter als Reinhardt. Ob dieser weiß, wie ihn Salten versteht? Er scheint es zu wissen. Und wenn er es auch nicht weiß oder nicht wissen will, eine ungefähre Ahnung hat er doch. Wir andern, die wir es auch nicht wissen wollen, haben auch eine ungefähre Ahnung; Überdrüssig des Gottesdienstes der öffentlichen Theaterei, wünschen wir nicht noch die Offenbarung der Geschäftsgeheimnisse zu empfangen, und würden es darum gern sehen, wenn die Feuilletons, die in Wien über die Errungenschaften und Schwierigkeiten der Unternehmung Reinhardt erscheinen, von ihr selbst gezeichnet wären.

\* \* \*

### WAS HAT SIE DENN?

*Max Reinhardt in Wien*

*Dieser Titel soll der Trompetenstoß sein, mit dem der Herold des Königs Kommen kündigt. Vielmehr des Königs Rückkunft. Kreuzzüge der Kunsterlösung hatten in Jahrzehnten hindurch Max Reinhardt vom Heimatlande ferngehalten. Nun aber ist dieser Heimat*



Glanz und Reichtum dahin. Ein furchtbares Schicksal gibt es der Verelendung preis. Dem eigentlichen Adel ihrer festlichen Kultur droht der Untergang. *Und gerade diesen Augenblick wählt Max Reinhardt*, um der Stadt, die seine Jugend sah, den Ruhm, den der Mann sich gewonnen, als treue Gabe darzubringen. Eine ebenso menschlich würdige, als *symbolisch bedeutsame Geste!* Die nur Ein in—sich—Vollendeter und *dennoch ein Über—sich—noch—hin—aus—Strebender* vollführen kann ... Er *schenkt sein ungeheures Prestige*, er schenkt sein gestaltendes Genie einer Wien neu zu gewinnenden Theaterblüte. Aber er verbirgt keinen Augenblick, daß auch er Wien *als* für seine eigene Einstellung zu weiterem Schaffen *als* notwendig empfindet. Bei ihm ist ein Wunsch bereits die Tat! In dem Augenblick, da ihm die Erkenntnis wurde, Wiens Atmosphäre, Wiens Erde sei keimfreudig geblieben, trotz der Zeiten Not ... In demselben Augenblick war es entschieden: Max Reinhardt, der Österreicher, wird österreichische Theaterkultur *neubelebt der Weltkultur einen*. — Ob Wien ihn dafür nicht *erschlagen* wird? Dieses Kapitel bleibt der Theatergeschichte gewahrt ...

B. Z.

\* \* \*

#### STAATSBÜHNE GEGEN PRESSE

— ah so, Fußball!

\* \* \*

#### SONDERBARE VERKNÜPFUNGEN

Wildgans feiert in der Schweiz als Dramatiker wie als Vorleser Triumphe und dürfte sohin für die unentgeltliche Verfassung des Grillparzer—Prologs<sup>1</sup> entschädigt werden. Wer den Bericht überfliegt, wird sich von dem Anklingen dieses Motivs angenehm überrascht fühlen und erkennen, daß es im Gebiete der schwarzen Magie keinen Zufall gibt:

[Anton Wildgans in der Schweiz.] Aus St. Gallen wird uns geschrieben: Am 13. d. fand im Stadttheater von St. Gallen die Schweizer Uraufführung des »Kain« von Anton Wildgans in Anwesenheit des Dichters statt. — — wurden neben Alice Ulmer und Adolf *Rehbach* dem hinreißenden Rhythmus der Dichtung gerecht. — — Im übrigen, schloß Anton Wildgans, fühle er sich, auf welchem Boden er immer stehe, als im Dienste seiner Heimat und wisse, daß er ihr, deren Schönheit und hoher Kultur er zu tiefst verpflichtet sei, von aller Ehre, die man ihm und seiner Arbeit erweise, *den größeren Teil abzugeben* schulde. Am 15. d. fand dann im Stadttheater von St. Gallen die erste Schweizer Vorlesung Anton Wildgans' statt und brachte dem Dichter neuerliche herzliche Kundgebungen. Anton Wildgans wird außer in Zürich, Basel und Luzern auch noch in einer Reihe von anderen Schweizer Städten teils in Theatern und literarischen Vereinen, teils vor Studenten und Arbeitern aus seinen Werken lesen, hierauf voraussichtlich

1 s. Heft 595 »Nichts als Enttäuschungen« # 05

der Erstaufführung seiner »Armut« in Basel beiwohnen und erst Anfang Oktober nach Wien zurückkehren.

Es besteht natürlich nicht der geringste Grund, zu zweifeln, daß der Dichter, der nach all diesen Erfolgen noch den Baslern seine »Armut« vorstellen wird, sich beim Wort nehmen lassen werde. Er wäre dazu umsomehr verpflichtet, als er den Schweizern zwar einen hohen Begriff von der kulturellen Situation seiner Heimat beigebracht, aber sie eben darum auch über die wirtschaftliche irreführt hat. Denn zum Beispiel der Museumsdirektor von St. Gallen, der den Dichter auf eidgenössischem Boden begrüßte, schien nach der Wirkung, die der »Kain« auf ihn ausgeübt hatte, die Kredite nicht mehr für so dringend zu halten:

Mit teilnehmender Wärme gedachte er der traurigen Lage Österreichs und gab seiner Freude Ausdruck, daß trotz alledem ein Werk von der Kraft und Reinheit des »Kain« aus diesem schwer geprüften Volke heraus geschaffen werden konnte.

Wenn die Schweizer schon nach dem »Kain« den Eindruck haben, ein solches Volk sei nicht umzubringen, so steht zu befürchten, daß wenn sie erst die »Armut« sehen, sie ihr Herz vollends verhärten und daß sie sagen werden, ein solches Volk habe ausgesorgt. Dann aber hätte Wildgans Seipels Bemühungen durchkreuzt und wäre unbedingt verpflichtet, von allen Ehren, die man ihm und seiner Arbeit in der Schweiz erwies, den größeren Teil abzugeben.

\* \* \*

### WILDE SACHEN

Müller, dessen »Vampir«, als er fortsetzungsweise in der Neuen Freien Presse erschien, uns das Blut in den Adern stocken machte — so stark wird da alles, was Brunn an Dämonie bietet, fühlbar —, scheut seit dem Erfolg der »Flamme« vor Kraßheiten des Ausdrucks nicht zurück, die ein Blatt nicht bringen kann. Er selbst würde baß erschrecken, wenn ers an solcher Stelle gedruckt fände, und sagen, es sei starker Tobak. Die Zeitung, die nur andeutungsweise von einer H... zu sprechen wagt, nämlich die Neue Freie P.. gerät vor den Arbeiten Müllers, den zu fördern ihr eine künstlerische Ehrenpflicht ist und in dem sie neben Schönherr unsere stärkste expressionistische Begabung erkennt, oft in arge Verlegenheit. Am leichtesten kann man sich noch helfen, wenn es sich bloß um ein Wort handelt. Man ersetzt es entweder durch Punkte oder durch ein gelinderes Wort, was man, selbst wenn der Dichter telephonisch nicht zu erreichen wäre, in Anbetracht der Fülle von Worten, die noch übrig bleiben, getrost riskieren kann. Da steht zum Beispiel gleich nach der Stelle, wo von Muhme Rotwang die Rede ist, etwas, was im Druck der Neuen Freien Presse folgendermaßen lautet:

Potz Altersschnee ... Jetzt werd ich selber wild!

Wirf dich auf ihn! ich finstre dir das Haus

Und löscht dazu (zeigt auf die Jünglingsgestalt) *den* blassen

Leuchter aus —

So hat doch jeder auf der Welt sein Teil!

Es ist die überaus gewagte Lockung des sogenannten »Männchens«, dessen Funktion nicht ganz klar ist, das aber sogleich als der stärkste Dämon in Erscheinung tritt, den je ein Brünner auf die Szene gebracht hat. »Potz Altersschnee« ist noch, ähnlich wie »Muhme Rotwang«, eine Wendung aus der romantischen Periode Müllers, die Punkte dahinter sind ein vom Dichter beab-

sichtiger Ausklang und nicht etwa von der Redaktion. Dagegen hat sie offenbar noch in derselben Zeile eingegriffen. Man kann sich vorstellen, was sich getan hat, wie sie im letzten Moment in der Fahne bemerkt haben, daß dort ausgerechnet jene Regung bezeichnet steht, die seinerzeit die ältesten Biachs erfaßt hat, wie sie gelesen haben, die Nase der Kleopatra war eine ihrer größten Schönheiten. Der junge Biach las den Vers, schüttelte den Kopf und sagte: Das ist Verderbtheit. St—g, jene einzige Abkürzung, die dort nicht aus Schicklichkeit, sondern aus Bescheidenheit geübt wird, ist für die innere Stadt verantwortlich und sprach: Es hieße eine Binsenwahrheit aussprechen, wollte man sagen, daß wir erhaben sind über den Verdacht, eine redaktionelle Keuschheitskommission gegen Mitarbeiter zu etablieren und durch die Begünstigung hypermoralischer Tendenzen die Freiheit des Wortes unter ein caudinisches Joch beugen zu wollen — aber »geil« geht nicht! Auernheimer trat hinzu und lächelte. Am andern Morgen sah es der Dichter und es gab ihm potz einen Stich ins Herz. Er rief sofort an, warum man ihn nicht angerufen habe, er wäre fürbaß in die Redaktion geeilt, denn wenn schon »wild«, so müßte doch jeder auf der Welt wenigstens sein Bild haben und nicht sein Teil, wo bleibt sonst der Reim? Der Herausgeber antwortete: Das ist Ausgelassenheit. St—g sagte: Wir vermeiden grundsätzlich jede Bevormundung des Lesers und wollten ihm ermöglichen, cum grano salis die ursprüngliche Fassung wiederherzustellen. Da es nicht unsere Sache ist, uns in die Toga puritanischer Strenge zu hüllen und das Amt eines publizistischen Zerberus auszuüben, so haben wir uns mit einem Obolus der Milderung begnügt, um der Muse den Eintritt in unsere Spalten zu ermöglichen. Den Canossagang einer Berichtigung werden wir nicht antreten, getreu unserem Grundsatz »Cui bono?« Auernheimer trat ans Telephon und lächelte. Der Dichter war beruhigt, und ich kann ihm sagen, die Neue Freie P.. hat die einzig richtige Lösung gefunden und das Wort, das den Zustand der Erregung ganz zutreffend bezeichnet. Wenn sie irgendwo liegt — potz Altersschnee, da werd ich selber wild!

\* \* \*

#### **EIN AUSGESPROCHENER UND DESHALB ANSPRUCHSVOLLER ÄSTHET**

Das Neue Wiener Tagblatt, das nicht nur Wiener Kaufleute auf Lager hat, sondern auch Ästheten, bietet den folgenden an :

**Disting. Witwer, Isr.,**  
 40er, in selbständiger, angesehenen Position, charaktervoller altruistischer Mensch, in seinen freien Stunden sich vereinsamt fühlend, ersehnt ehrbarst Anschluß an eine unabhängige, gebildete und uneigennützigte Dame von natürlicher Schönheit, mittelgroßer, voller und fescher Gestalt und schönen Zähnen. Materielle Lage, Konfession nebensächlich, doch absolute Schönheit, Anmut, Herz und Gemüt Bedingung. Bei Charakterharmonie, gegenseitiger Sympathie und wahrer Zuneigung, spätere Ehe nicht ausgeschl., doch bin ich als ausgesprochener Ästhet derart anspruchsvoll, daß eben nur die Dame, die ausnahmslos alle erwähnten Eigenschaften und Vorzüge besitzt — sie darf sich nicht bloß schön dünken, sie muß es auch sein — in Betracht kommen kann. Unter »Drum prüfe . . . 24465« an die Expedition.

Wie denn, wenn nun sie als ausgesprochene Ethikerin derart anspruchsvoll wäre, daß eben nur der Herr, der ausnahmslos alle Eigenschaften und Vorzüge besitzt, die er sich zuschreibt — er darf sich nicht bloß disting., charaktervoll und altruistisch dünken, er muß es auch sein —, in Betracht kommt? Nun, sie wird schon nicht so kritisch sein und sich wahrscheinlich damit zufrieden geben, daß er keine schönen Zähne hat. Und wenn die zwei sich prüfen und ewig binden, so mag das, wiewohl wir alle Zeugen sind, uns nichts angehen. Aber ist es nicht beklemmend, sich vorzustellen, daß die kommende Generation gar nicht gefragt wird, ob sie durch Vermittlung der Steyrermühl entstehen will?

\* \* \*

#### SELBSTANZEIGE EINES DIEBS

Das Neue Wiener Journal weiß zu berichten:

(*Gustav Frenssen in Los Angeles.*) Der Dichter des »Jörn Uhl« kam auf seiner Vortragsreise, die er zurzeit durch die Vereinigten Staaten zum Besten der darbedenden Kinder seiner Heimat unternimmt, am 24. August nach Los Angeles. Ein glänzender Empfang wurde ihm von seinen deutschsprachigen Stammesbrüdern, deren viele Tausende in der Metropole Südkaliforniens wohnen, bereitet. Groß war der Eindruck der Rede, die er im schönsten Saal der

Stadt hielt. Diese Rede war nicht politisch, dafür aber im edelsten Sinn von patriotischem und doch auch wieder echt weltbürgerlichem Geist erfüllt und von gleicher Zuversicht für die Zukunft Deutschlands beseelt, wie sie sich im »Pastor von Poggsee« kund tut. Nach dem Schluß der offiziellen Veranstaltung, die übrigens auch einen schönen Erfolg ihres Zweckes bedeutete, konnte man in ungezwungener Weise mit Frenssen plaudern, der sich in so uneigennütziger Weise in den Dienst armer Kinder stellt. Mit inniger Dankbarkeit erinnert er sich der Stunden, in denen er die Schriften *unseres Jeremias Gotthelf* las; *unter den Schweizer Schriftstellern der Gegenwart reicht er Heinrich Federer die Palme.*

Wer weiß etwas? Der Dieb hat sich gemeldet, der Bestohlene wird gesucht. Das kommt davon, wenn die Schere so wild ist und nicht warten kann, bis sie einen Artikel zu Ende gelesen hat. Daß der Dichter des »Jörn Uhl« auch bei den Deutschen in Kalifornien für einen solchen gilt, ist nicht verwunderlich und es kann auch vorkommen, daß ein Deutsch—Schweizer darunter ist, der mit ihm in ungezwungener Weise plaudert und über dieses Erlebnis an ein Blatt der Heimat berichtet. Natürlich sprach er mit ihm über unseren Jeremias Gotthelf und sah ihn unserem Federer eine der dort wachsenden Palmen reichen. Ohne diese landsmännische Pointe wär's eine allgemein deutsche Angelegenheit, die das Neue Wiener Journal ganz gut von seinem kalifornischen Spezialberichterstatter erfahren haben konnte. Die Schere, ungestüm wie sie ist, griff in ein Schweizer Idyll. Der Dichter des »Jörn Uhl« dürfte an diesem Abend noch viel mehr über reichsdeutsche Autoren geplaudert und vielleicht gar einem Österreicher von unserem Grillparzer gesprochen und unter den österreichischen Schriftstellern der Gegenwart Hermann Bahr die Palme gereicht haben. Und die Schere muß ausgerechnet den Federer zu fassen kriegen!

\* \* \*

#### WIEDER EINER

Otto Ernst vollendet heute sein sechzigstes Lebensjahr.

\* \* \*

#### WAS GIBTS DENN NEUES?

(Der gefärbte Wald von Solling.) Aus Gotha, 23. d., wird dem »B. T.« gemeldet: Vor einigen Tagen wurde gemeldet, daß eine Edelholzgesellschaft in Gegenwart des sächsischen Staatsministers Buck und einer Anzahl geladener Gäste ein Verfahren zur Färbung von Bäumen vorgeführt hat. Im Zusammenhang damit dürfte es interessieren, daß schon seit Monaten in einem Teil des Wesergebirges, im Solling, ein ähnliches Verfahren mit bestem Erfolg zur Anwendung gelangt. Dort ist in der Nähe der Stadt Uslar ein mehrere hundert Meter im Quadrat messender Teil Buchenwald zu diesem Zweck abgegrenzt. *An jedem Baum hängt ein Gefäß mit roter und blauer Farbe*, die durch einen Gummischlauch den angebohrten Wurzeln zugeführt wird, wobei auch der elektrische Strom Verwendung findet. Von den Wurzeln aus wird der Farbstoff bis in die äußersten Zweige, ja sogar bis in die Blätter geleitet,

und ein starker Stamm wird bis zu einer Höhe von 28 Meter im Laufe von annähernd vier Wochen vollständig durchgefärbt. *Dann stirbt er ab* und wird zerlegt. Das meiste Holz wird in Möbelfabriken verwendet. *Der betreffende Teil des Waldes ist schon von weitem an der blauen und roten Farbe des Laubes zu erkennen.*

\* \* \*

### GOLDENE WORTE

spricht die Kölnische:

Und die Zeitungen, diese *allgemeinsten* Vermittler geistigen Lebens, werden bereits eine nach der andern stillgelegt. Mancher dünkt sich freilich was mit der Berufung auf Goethe: »Sag mir, warum Dich keine Zeitung freut? Ich mag sie nicht, sie dienen der Zeit.« Aber mancher weiß dabei nicht, daß sich aus Goethe alles und noch einiges sowie das Gegenteil davon beweisen läßt. Er merkt nicht, der Zeitungsverächter, daß gerade mit diesem Goethewort für jeden, der nicht etwa der Welt einen neuen Faust oder ähnliche Ewigkeitswerte schenken will, die hohe Aufgabe der Zeitung bestätigt wird. *Sie dienen der Zeit; ja, das tun sie*, und die Zeit braucht diesen Dienst nötiger als je. Zur Vermittlung des geistigen und heute vor allem auch des *wirtschaftlichen* Lebens, zur politischen Arbeit und zur nationalen Selbstbehauptung. Wie selbstverständlich ist das! Hat Bismarck nicht von einer Zeitung — *es war zufällig die Kölnische* — gesagt, sie sei ihm *ein Armeekorps wert*, hat nicht das Wort von der Presse als siebter Großmacht internationale Geltung! Und Welch ein neuer Sieg für diejenigen unsrer Kriegsgegner, die immer noch unsre Feinde sind, wäre es, wenn sie auch die geistige Macht der deutschen Presse so am Boden liegen sähen, wie die politische Macht Deutschlands! *Wer töricht* und dem Gemeinwohl gegenüber gleichgültig genug ist, *mag seine Zeitung abbestellen und dafür täglich zwei Zigaretten mehr rauchen*. Jeder andre wird *falls er nicht zu den Allerärmsten gehört, sich schämen, öffentlich hören zu lassen, daß er der Ersparnis halber die Zeitung abschaffen wolle, weil er sich damit selbst zu den Armen im Geist und im Gewissen bekennen würde*.

Die Kölnische Zeitung der Ersparnis halber abzuschaffen, wäre töricht. Sie ist nicht bloß ihr Geld wert, sie ist sogar ein Armeekorps wert und da sie — nach ihrem eigenen Ausspruch, daß der Weltkrieg ohne die Presse nicht möglich gewesen wäre — dem Vaterland mindestens drei gekostet hat, so ist sie ihm nur noch zwei schuldig. Folglich, wenn sie vor dem nächsten Krieg einginge — oder nein — also jetzt kenn ich mich selbst nicht aus, ob da ein Minus oder ein Plus herauskommt.

\* \* \*

### PAULI BEKEHRUNG

»Wenn der heilige Apostel Paulus heute wieder in die Welt käme, so würde er Zeitungsredakteur«, dieses Wort unseres großen Bischofs Emanuel v. Ketteler ...

Ei, so würde aus dem Paulus wieder ein Saulus? Schöne Apostelgeschichte das!

Und da er auf dem Wege war, und nahe bei Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel.

Und er sprach mit Zittern und Zagen: Herr, was willst du, daß ich tun soll? Der Herr sprach zu ihm: Stehe auf, und gehe in die Stadt; da wird man dir sagen, was du tun sollst.

»Der Herr hat mich gesandt, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geist erfüllt werdest.«

Paulus aber sagte: Wollte Gott, daß nicht allein du, sondern alle, die es heute hören, nicht nur beinahe, sondern ganz das würden, was ich bin ...

Und da soll man nicht trachten, so rasch als möglich zum Magistrat zu kommen <sup>1</sup> !

\* \* \*

#### WAS ZUM HIMMEL SCHREIT UND WAS DER REICHSPOST WOHLGEFÄLLT

*Himmelschreiend* ist der *Unfug*, daß ein großer Teil der weiblichen Beamten verheiratet ist und noch andere die Erlaubnis, bei Verheiratung in Stellung zu bleiben, erhalten ... Ja, ist denn der ärmste aller Staaten dazu da, *die Familienfreuden seiner Beamtinnen zu alimentieren?*

Dagegen sprach der Fürstbischof von Trient Endrizzi, der mit Vornamen wie sichs gehört Cölestin <sup>2</sup> heißt, bei der Verleihung der Kriegsmedaille an das Bild der Muttergottes von Grappa:

Was wäre aus unserem Trentino geworden, *wenn die feindlichen Waffen gesiegt hätten?* Kein Stein unseres kulturellen und nationalen Erbes wäre stehengeblieben.

Unter den feindlichen Waffen sind selbstverständlich die der Katzelmacher zu verstehen. Nun haben zwar diese gesiegt, aber man kann sich einen Erzbischof zwar als Gotteslästerer, jedoch nicht als Hochverräter vorstellen, umso weniger als ja, wie bekannt wurde, der arme Bruder dieses Endrizzi, ein einfacher Soldat, Tiroler Kaisergejagter, für Habsburgs Waffen eines elenden Todes gestorben ist. Und außerdem ist doch dieser Endrizzi identisch mit jenem Endrizzi, der am 2. März 1913 in Arco bei der Einweihung des Denkmals für den Erzherzog Albrecht, den weltgerichtsbekannten Sieger von Custoza, die Worte gesprochen hat:

Möge über dieser Stadt, die ihm so lieb gewesen, der schützende *Geist* des *uns allen unvergeßlichen Heldenfürsten* walten und sie immer *treu erhalten dem angestammten Glauben*, *treu dem erhabenen Kaiserhause*. *Geliebteste, unser Gebet möge auch emporsteigen zu Gott für unseren allverehrten Kaiser Franz Joseph*, der so viel Verehrung und Vertrauen setzte auf den *unvergeßlichen* Erzherzog Albrecht. *Und noch ein Gebet* für das *ganze* erlauchte

1 Um seinen Kirchenaustritt zu erklären, s. »Vom großen Welttheaterschwindel« in diesem Heft

2 Der Himmlische

Kaiserhaus, daß Gott es *beschützen* und *segnen* möge, *damit es* den Lauf der Jahrhunderte hindurch *seine ruhmvolle Mission erfülle* zum *Heil der Völker* Österreichs nach dem *leuchtenden* Beispiel des erhabenen, in Gott seligen Erzherzogs Albrecht.

Gott hat dieses Gebet bekanntlich nicht erhört, denn was wäre sonst aus unserem Trentino geworden? Trotzdem glaubt der Endrizzi an Gott. Auch die Stadt Arco ist seiner Weisung gemäß ihrem angestammten Glauben treu geblieben, aber sie hat sich ihr in Bezug auf das angestammte Herrscherhaus widersetzt. Was wird nun geschehen? Wird sie dem Glauben weiter treu bleiben, weil ihr kulturelles und nationales Erbe erhalten geblieben ist, oder ihn abschwören, weil die ruhmvolle Mission des erhabenen Kaiserhauses zum Heil der Völker ein jähes Ende genommen hat? Heillos bleibt jedenfalls die Verwirrung, und selbst die Muttergottes dürfte nicht wissen, ob sie vom Endrizzi eine Kriegsdekoration annehmen kann, nachdem sie seinem Gebet von 1913 die Erhörung versagt hat. Da soll sich der Teufel, der seit damals am Werke war, auskennen. Ich möchte einen Fürsterzbischof befragen, oder einen Schriftleiter, der ja unterscheiden kann, was zum Himmel schreit und was Gott wohlgefällt. Sie dürften aber bezüglich der Habsburger und der Ketzelmacher uneins sein. Vielleicht sind sie darin einig, mir, da ich ja doch nicht zum Magistrat komme, zu jener Exkommunikation zu verhelfen, die für die Kriegsverbrecher nicht zu erlangen war.

\* \* \*

#### ALLERLEI LIPPEN

In einem Feuilleton »Ischl, ein Symbol« gedenkt ein Untertränenlächler im Neuen Wiener Tagblatt der alten Ischler Zeiten. Als der Zug ankam und er »den uralten Dienstmann erblickte«, hielt er, offenbar sofort auf Franz Joseph eingestellt, sich schnell eine Standrede:

»Alter Junge«, sagte ich, »mache jetzt keine Dummheiten, beherrsche dich und verdirb dir nicht die Freude deines dreißigsten Besuches in Ischl. Nimm es hin daß die Zeiten andere geworden sind ... «

Und dann beschreibt er, wie sie sich geändert haben. Nun mag ja das Ischl des letzten Sommers tatsächlich eine von keinem Grauen überbietbare Melange von Piccadilly und Ramsauer geboten haben. Aber was der Nachdenkliche als das Bild einer veränderten Gesellschaft hinstellt, ist Zug für Zug das einer Kurbevölkerung, die sich lange vor dem Umsturz und eben in jenen dreißig Jahren in Ischl wohlgeföhlt hat:

Grundfalsch war die Prophezeiung, daß der Ort, der seit vielen Jahrzehnten die Sommerfrische der kaiserlichen Familie gewesen, nunmehr dem Untergange verfallen sei. Er wurde einfach Sitz jener Gesellschaft, die *an die Stelle des höfischen Kreises* getreten ist, wurde Symbol des neuen Österreich der Schwerverdiener mit den *Negerlippen* und den *Zyklophenhänden*, der gefälligen Weiber, die vom Geldsack angezogen werden wie Eisenfeilspäne vom Magnet, des hoffnungsvollen jungen Geschlechtes der Lausbuben von vierzehn Jahren, die mit großartiger Gebärde beim Konditor in der Pfarrgasse die Zehntausendkronennoten auf den Tisch werfen, der märchenhaften Autos mit Insassen, deren manche vom Roßtäuschergeschäft zu kommen scheinen, und des bunten Pofels aus dem valutastarken Ausland, der sich bei uns rekelte und schmeißt.



Also außer dem tatsächlichen Unterschied, daß die Lausbuben jetzt statt der Kronennoten die Zehntausendkronennoten auf den Tisch werfen — was aber durchaus dem Stand der Geldentwertung entspricht — und daß mehr bunter Pofel aus dem valutastarken Ausland versammelt ist als im Frieden — was wieder einerseits dem Ausgang des von der kaiserlichen Familie begonnenen und verlorenen Krieges, andererseits den volkswirtschaftlichen Tendenzen des Neuen Wiener Tagblatts entspricht —, scheint sich in Ischl nicht das Geringste verändert zu haben. Doch, eines: in der gesellschaftlichen Konditorei ist jetzt der Abschaum auch »an die Stelle« der Creme, die eben erfreulicher Weise nicht mehr vorhanden ist, getreten, nachdem er ihr früher und immer nur zur Seite getreten war. Denn in welchem Ischler Sommer hätten die Schwerverdiener mit den Negerlippen und den Zyklophenhänden gefehlt, an welchem dieser entsetzlichen 18. Auguste <sup>1</sup> hätten sie nicht Spalier gebildet, Fahnen und Girlanden präsentiert, den Gottesdienst mitgemacht, wann wären die Autos mit Insassen, die vom Roßtäuschergeschäft nicht bloß zu kommen schienen, sondern kamen und wieder zu ihm fuhren, ausgeblieben, wann hätte dem allerhöchsten Hoflager diese Entourage von Börsendieben und Librettohändlern gemangelt, wann wären sie, mit Geldsack und Pack und mit dem ganzen Troß von boutonsbesteckten Dirndl, nicht wie Eisenfeilspäne von der Majestät angezogen gewesen? Ja, konnte man sich die Majestät überhaupt ohne die physische Nachbarschaft dieser Untertanen auch nur vorstellen? Trugen sie nicht alle den schwarzgelben Fleck und war es nicht bloß eine Nuance der ortsüblichen Aussprache, es mehr für naturwidrig oder gesellschaftswidrig zu halten, daß sich eine solche Crapüle zu Füßen der Hohen Schrott lagerte? Wie, diese Walpurgisnacht, zweimal schrecklich durch die Vermischung der Sphären, einer Händlerwelt, die wenigstens eine war, und einer Adelswelt, die eben keine war, sollte noch an Schrecken gewonnen haben? Wie könnte sie: da doch das widrige Scheinwesen einer Kultur, die sich auf ihre Parasiten gestützt hat, entfernt und wenigstens Stilreinheit hergestellt ist? Nein, der Kontrast ist nicht in der Zeit, er war im Ort; und wenn es grundfalsch ist, die Schwerverdiener mit den Negerlippen statt als Nachbarn, als Nachfolger des höfischen Kreises hinzustellen, so ist es schon ausgesuchtes Pech, die nun zerrissene Verbindung just an dem Tag zu berufen, wo sie von der Wissenschaft geradezu als Familienähnlichkeit deklariert erscheint. Gewiß, zwischen der Habsburgerlippe, unter deren Schirm wir allzulange gelebt haben, und dem Rand des Kelches, den sie uns bis zur Neige leeren ließen, hat der finstern Mächte Hand geschwebt. Aber einer dieser Dämonen war es dafür auch, der als Pendant zu den Negerlippen der heutigen, Ischler das Lichtbild vorgeführt hat, an dem der Leipziger Naturforschertag »den vorstehenden Unterkiefer, die dicke wulstige Lippe und den seitlich abgeplatteten Schädel« nachwies und das die Habsburger von drei Blutlinien her als mit starker Wulstigkeit der Lippen begabt erscheinen läßt. Kehreten sie heute nach Ischl zurück, der alte Ischler würde keine Veränderung des Milieus beklagen und keine zu krassen physiologischen Unterschiede wahrnehmen. Wohl ist es wahr, daß die Tat ein andres Antlitz, eh sie geschehn, zeigt und ein anderes, wenn sie vollbracht ist. Aber auf Ischl findet das keine Anwendung und wengleich die Täter von dort verzogen sind, die Nutznießer der Tat sind geblieben und nicht erst gekommen, und sie gleichen nicht nur sich selbst, sondern, siehe da, auch jenen. Ich habe den alten Ischler im Verdacht, daß er der Zeit das einzige vorwirft, was ihr zugute gehalten werden soll, nämlich die Vergeltung für ihre Sünden, daß er die Urheber des Ruins als dessen Opfer beklagt und nur aus Pietät für die Habsburger die Lippe hängen läßt.

1 Geburtstag Kaisers Franz Joseph

## KOMMEN SIE MAL RAUS UND ÜBERZEUGEN SICH SELBER, WAS LOS IST

Die Unentbehrlichkeit der Zeitungen erweist sich bekanntlich nicht so sehr durch ihr Erscheinen als durch ihr Ausbleiben, denn in diesem Fall werden sie zwar durch die Gerüchte ersetzt, die authentischer sind und gleichfalls von keinem Verbot der Kolportage behindert, die aber doch den Nachteil haben, daß einem da nichts schwarz auf weiß gemacht wird. Am empfindlichsten hat man überall den Ausfall des Neuen Wiener Journals gespürt, nicht allein darum, weil man sich ohne Hermann Bahrs Zwiesprach mit seinem Gott und ohne den sonstigen Theatertratsch behelfen mußte, sondern weil man dadurch auch um den Inhalt der ganzen Weltpresse kam. Da es wieder erscheint, kann es mit Recht auf den Notstand jener Tage hinweisen, der sich dadurch ergab, daß das Publikum auf die ungedruckten Lügen angewiesen war; wobei freilich ein gewisser Neid auf eine gerüchtbildende Phantasie mitsprechen mag, die in solchen Tagen Sensationen erfindet, die gemeinhin weder einer Feder noch einer Schere erreichbar sind. Der idealste Zustand wäre eigentlich, wenn in einer zeitunglosen Zeit, wo dem Tratsch Tür und Tor geöffnet ist, auch das Neue Wiener Journal erscheinen könnte, um ihn zu drucken. Aber das ist eben nicht zu haben, und so bleibt nichts übrig als hinterher sich zusammenzunehmen, das Versäumte nachzuholen wie auch durch die Feststellung der Schäden, die das Publikum erlitten hat, seine Unentbehrlichkeit darzutun. Denn die Wüste, die Hindenburgs Armeen in Nordfrankreich zurückgelassen haben, ist nichts gegen die Zerstörungen, die der Setzerstreik im Weichbild Wiens angerichtet hat. Mit der ihr eigenen Prägnanz beschreibt die Neue Freie Presse das Schauspiel, das Wien in jenen Tagen bot, wie folgt: »Handel und Wandel waren einer vollständigen Anarchie preisgegeben«; wobei sie sich jeder Ausschmückung enthält und sogar auf die bekannten Einschaltungen wie »Kommentar überflüssig« oder »Was soll ich ihnen sagen« verzichtet. Waren aber einmal Handel und Wandel bei uns in Unordnung geraten, also just das eingetreten, was man in den Zeiten, wo es noch eine Tagespresse gab, nicht für möglich erachtet hätte, so gab es auch kein Halten mehr. Die Festsetzung der Preise für die lebensnotwendigsten Bedarfsartikel war rein in das Belieben der Verkäufer gestellt und in den Kaffeehäusern tauchten sogenannte Schieber auf, Leute, die Waren anboten, die sie selbst nie gesehen hatten. Auch wurden Fälle von Gesetzesverletzung bekannt und insbesondere ließen sich Versuche der Hinterziehung von Steuern beobachten. Wegen der Kredite machte sich ein stärkerer Pessimismus geltend als bei einem fortgesetzten Erscheinen der Zeitungen möglich gewesen wäre, wo die Not am größten, floß der Champagner in Strömen, Wien übte zwar noch seine alte Anziehungskraft auf die Fremden aus, die sogar da und dort ein- und ausgingen, um einander die Türklinke in die Hand zu drücken, aber die wildesten Umsturzgerüchte durchschwirrten die Stadt und man kann nur von Glück sagen, daß die disziplinierte Wiener Bevölkerung ihrer Gewohnheit, Gruppen zu bilden, treu geblieben war, sonst würde eine Tatarennachricht wie die, daß die Ungarn bereits ein Lauffeuer verbreitet hätten, Panikkurse erzeugt haben. Was ist das aber alles gegen die schlichte Wahrheit, die das Neue Wiener Journal den Wienern, jetzt kann man's ihnen ja sagen, über die Tage, die sie überstanden haben, erzählt:

Das Publikum wußte in seiner Mehrzahl nichts davon, daß im Burgtheater eine Neuinszenierung des »Götz von Berlichingen« zu

sehen war, daß Reinhardt inzwischen schon sein Gastspiel mit »Clavigo« im Redoutensaal eröffnet hat, daß Moissi im Deutschen Volkstheater auftrat, das Raimundtheater unter der Regie Karlheinz Martins den »Othello« mit Kortner in der Titelrolle spielte und daß im Akademietheater nunmehr die Mitglieder des Burgtheaters Vorstellungen geben.

Das ist aber noch gar nichts. Was hier versäumt wurde, konnte nachgeholt werden und insbesondere was die Herren Reinhardt und Moissi betrifft, macht sich der Setzerstreik schon so gut wie gar nicht mehr fühlbar. Gewiß, ein Ereignis wie die Neuinszenierung des »Götz« im Burgtheater mit Herrn Reimers, dem namentlich ein Satz der Titelrolle auf den Leib geschrieben sein soll, kann gar nicht genug gewürdigt werden, jedoch alles in allem hat die Presse getan was sie tun konnte, und auch manchen Premierenauteur, der sie in jenen Tagen vermißt hat, als wär's ein Stück von ihm, reich entschädigt. Aber was so bald nicht ausgeglichen werden kann, ist die Nervosität des Publikums, die nachzittert und die noch heute, wo doch schon zum Glück die Zeitungen wieder erscheinen, zur Gerüchtbildung neigt. Es sind Luftblasen, Hirngespinnste, Ausgeburten einer fiebrisch überhitzten Phantasie, der auch in zeitunglosen Tagen das Neue Wiener Journal erscheint, und man möchte, daß das ganze Publikum nur eine Stirn hätte, damit man die Hand auflegen könnte und sprechen: Is schon alles gut, das Neue Wiener Journal erscheint ja eh wieder! Denn es ist bezeichnend, daß diese Gerüchte den Zeitungsstreik überdauern haben, sei es, weil eben die allgemeine Erregung nachzittert, sei es daß der Tratsch sich gerade durch das Wiedererscheinen des Neuen Wiener Journals angeregt fühlen mag. Immerhin hat dieses doch endlich Gelegenheit, Nachrichten, wie sie sonst nur in zeitungloser Zeit entstehen, aus erster Quelle zu erfahren. Ein wildes Gerücht durchschwirrt die Stadt. Man erzählt — doch wird es besser sein, anstatt die Leute noch mehr aufzuregen, gleich das Dementi des Neuen Wiener Journals zu zitieren :

*(Ein Brief der Tänzerin Anita Berber.)* Seit einigen Tagen ist in Wien *das Gerücht verbreitet*, daß die bekannte Tänzerin Anita Berber schwer nervenkrank sei und nach Steinhof übergeführt werden mußte. Nun meldet sich Fräulein Anita Berber in einer Zuschrift an einen unserer Redakteure zu nachstehendem *lustigen Dementi*. Sie schreibt: »*Lieber Herr Redakteur! Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen soll? Schon seit einer halben Stunde halte ich die gräßliche Kratzfeder in der Hand und habe mir schon das ganze Bett voller Tintenflecke gemacht — aber schließlich und endlich — — — na, also — — — Glauben Sie, daß ich verrückt hin? Sagen Sie es nur offen und ehrlich! Sie müssen es doch wissen — denn ihr »Journal« weiß doch alles. — Da — nun hören Sie zu, verehrter Herr Redakteur: Alle Leute sagen, ich wäre verrückt geworden und säße tobend, eingesperrt in Steinhof! Ist das nicht schrecklich? — Und dabei liege ich ganz vergnügt im Sanatorium Dr. Loew, sogar in der Frauenabteilung (aber natürlich nicht das, was Sie nun wieder denken werden) und erhole mich nur von einer kleinen Bauchfellentzündung! Und die habe ich mir beim Filmen geholt, draußen im Schönbrunner Park! Und nun behaupten alle Leute, ich wäre verrückt geworden!! — Darum, lieber Herr Redakteur, berichten Sie den vorlauten Leuten, daß alles gar nicht wahr ist, sondern daß ich *quietschvergnügt und puppenlustig* bin, in acht Tagen aufstehen darf und in vierzehn Tagen mit meinem Partner Sebastian Droste nach Italien, Spanien und Paris auf eine*

Tanztournee fahren werde! Wenn Sie aber selber glauben, daß ich übergeschnappt bin, *kommen Sie mal raus und überzeugen sich selber, was los ist.* Herzlichst ihre Anita Berber.«

Wer aber zufällig nicht zu jener kompakten Majorität gehört, die da behauptet, die bekannte Tänzerin Anita Berber sei verrückt geworden (während sie in Wahrheit quietschvergnügt und puppenlustig ihrem Geschäft nachgeht, Tänze des Grauens, des Lasters und der Ekstase aufzuführen), ja wer nicht einmal gewußt haben sollte, daß es ein solches Gerücht gibt, lernt auf diese Art wenigstens die bekannte Tänzerin Anita Berber kennen. Und es ist gewiß lohnend, sich die Individualitäten, die, uneingeholt von all unsrem Verhängnis, tanzen, filmen, schreiben und sich das ganze Bett voller Tintenflecke machen, vorstellen zu lassen und dazu die Herren Redakteure, die es interessant und belustigend finden, diese Tintenflecke aufzunehmen, und nur so schalkisch zwischen den Zeilen lächeln, wenn jene denken, was sie nun wieder denken. Denn die Frauenabteilung, wo sonst Frauen wirklich Kinder zur Welt bringen — da kann man nur kichern! Es ist halt, und wenn die in Rußland Leichen fressen, eine Welt voller Miezikatzi, Mausi und Schlankeln. In vierzehn Tagen, wo hier mehr Tränen sein werden als Brot, um es damit zu essen, wird jene mit Sebastian Droste — der schon zu hüpfen beginnt — nach Italien, Spanien und Paris auf die Tanztournee fahren. Denn die unserm Jammer verschlossene Welt öffnet sich den Sendboten unserer Fröhlichkeit und erscheint uns als ein Neues Wiener Journal, das uns wieder erscheint. Die im Steinhof können von Glück sagen, sie toben ganz mit Unrecht. Sie brüten Hirngespinnste aus von einer vernünftigen Welt. Kommen Sie mal raus und überzeugen sich selber, was los ist!

\* \* \*

#### **DIE VORNEHMSTEN GÄSTE AUS DER KULTURSTADT WIEN**

... Man setzt sich um 4 Uhr nachmittags in den Berliner Schnellzug, streckt sich um 7 Uhr nachmittags des folgenden Tages im Schlafwagen gemütlich aus, verträumt eine herrliche Meerfahrt, und wird um 6 Uhr morgens durch ein wundervolles Glockenspiel begrüßt in — Kopenhagen

... Butter und Milch ... helles, strahlendes Licht.

Es war mir und meiner Partnerin Marion Marx vergönnt ... In bequemen Theaterfauteuils sitzt im »Evening«—Dreß der soignierte Kopenhagener, und die blauäugigen, rotwangigen, naturgesunden Blondinen knabbern, elegant behandschuht, ihre Pralinés, während auf der Bühne *wirkliche echte Kleinkunst — international* — geboten wird ... Die ersten Blätter entsenden ihre Kunstreferenten, und Joakim Aagard, einer der lebenswürdigsten Kopenhagener Journalisten und Bühnenschriftsteller, *empfängt uns bei der Ankunft, nur rasch das erste Interview zu veröffentlichen* und uns lebenswürdiger Mentor zu sein. Holger Nielsen ... der Conferencier, begrüßt uns als »*die vornehmsten Gäste aus der Kulturstadt Wien*«.

... Ralph Benatzky ... Josma Selim ...

... die Presse begrüßt mich daher diesmal als »alten Bekannten« ... der Kopenhagener Nikisch der Operette ... Tanzgräfin ... derzeit so populär wie Grieg — kurz, Wien ist Parole.

... Begeisterungsfähigkeit wie im Süden ... Man wird *in den besten, ersten Kreisen eingeführt* und als »armer Wiener« überfüttert.

... Ich wohnte in einer erstklassigen Pension ...

Kapellmeister Stalla ... grüßt rechts und links die herzigen dänischen Mädels *als populärer Dreivierteltaktkönig* ... und Grete Holms Arie »Held meiner Träume« pfeift jeder Schusterjunge auf dem Fahrrad.

... wo man bei Erdbeeren mit Schlagsahne oder delikaten »Smörbrot«*en*, mit Hummer, Lachs etc. belegten Broten (nicht Brötchen) ein beschauliches Dasein führen kann.

Die Kehrseite:

... du bist wieder ... in deinem Wien, das du im Herzen trägst und niemals lassen kannst ...

Der Sinn dieses Weltkriegs und des ihm angepaßten Friedens offenbart sich mit jedem Tage klarer. Dreißig Millionen mußten dahingehen und was an Menschenwert geblieben ist, den Lebensrest zu Hunger und Trübsal verdammen lassen, damit es den Auserwählten wohl ergehe und sie es den andern im Neuen Wiener Journal erzählen können, sowie daß sie ihr Wien trotzdem im Herzen tragen. Denn den Hopsern und Tralala—Machern öffnet sich die Welt sperrangelweit. Der frühere italienische Ministerpräsident Nitti erzählt ihr, daß die Gelehrten in Wien verhungern. Ihre Ohren werden da nicht so offen sein wie für jene, die ihr wirkliche echte Kleinkunst — international — bringen. Held ihrer Träume ist und bleibt der Wiener Operettentenor. Da gibt es gar keine Meinungsverschiedenheiten in der Entente. Wer nicht imstande ist, *Chambre separee* auf *Tetatee* zu reimen, hat es sich selbst zuzuschreiben und ist verloren. Die Kontrolle dürfte den Sinn haben, die Wiener Bevölkerung endgültig auf diese Fähigkeit hin zu mustern und die Aussichten auf Export zu prüfen. Um uns Amerika zu gewinnen, mußte schon die Jeritza heran, Lehar bezwang Paris, Benatzky nebst Selim das neutrale Ausland. Tausend und abertausend Dreiviertelaktkönige folgen ihnen mit ihrem ganzen Hofstaat. Die andern bleiben zurück. Wenn sich ein Wiener Universitätsprofessor entschließen wollte, »Held meiner Träume« zu pfeifen, brauchte er einen Kopenhagener Schusterjungen nicht mehr zu beneiden.

\* \* \*

### UNGARISCHER EXPORT

Das naturhistorische Lehrmittelinstitut des Dr. E. hat im Juli vorigen Jahres beim Kriegswucheramt die Anzeige erstattet, daß ihm der Spediteur K. für den Transport von *400 menschlichen Totenschädeln und anderen Menschenknochen*, welche Gegenstände das Institut zu Lehrzwecken *aus Budapest* bezogen hatte, den übermäßigen Betrag von 1488 Kronen gerechnet hat. — — — der Richter Oberlandesgerichtsrat Dr. B. sprach den Angeklagten frei, weil es sich um den Transport einer Sache handle, die kein Kaufmannsgut und nach Ansicht des Gerichtes auch kein Bedarfsgegenstand sei.

Ein ungarisches Gericht wäre anderer Ansicht. Was sagt Ungarn dazu, wie in Österreich über einen seiner wichtigsten Exportartikel abgeurteilt wird? Auch der Völkerbund ist — offenbar unter dem Eindruck der Gerichtsverhandlung — anderer Ansicht und hat durch die Zulassung dieses sympathi-

schen Staates deutlich ausgesprochen, daß er seinen Exportbestrebungen kein Hindernis mehr in den Weg legen wolle.

\* \* \*

### BEETHOVENS WOHNUNGEN

Aus einem Feuilleton der Reichspost:

Daß auch das Kapitel »Wiener Wohnungen Beethovens« noch kein restlos erforschtes Gebiet ist, zeigt Alois Trost, indem er z. B. nachweist, daß Beethoven im Jahre 1820 in der stillen, kleinen schwibbogengeschmückten Josefstädter Trautsohngasse, im Hause Nr. 2 gewohnt hat. *In diesem Hause wohnt jetzt der Literat und Dichter Ludwig Ullmann, der mich einmal um meine Wohnung im Döblinger Eroika—Hause beneidete*, ohne zu ahnen, daß auch er das Glück hat, in so ehrwürdigen Mauern zu *hausen* ....

Hans Brecka.

Wie ahnungslos war erst Beethoven selbst. Nach hundert Jahren zwei solche Genies zu beherbergen! Aber wie ist das eigentlich mit der Wohnungsanforderung? Zahllose Wohnungen entziehen sich ihr mit der Ausrede des Denkmalschutzes. Würde nicht eben dieser in eben jenen zwei Fällen die Anforderung zur unabweislichen Pflicht der Kommune machen? Die Vorstellung, daß im Eroika—Hause Reichspostfeuilletons entstehen und im andern Symphonien von Adjektiven, ist eine Marter, der kein ehrfürchtiges Herz mehr entkommen wird. Aber die so ohne jede Scheu annoncierte Wirklichkeit zeigt, wie weit es diese Stadt seit hundert Jahren gebracht hat. Otto Weininger hat sich in einem Beethovenhaus getötet. Man würde glauben, daß Zeitungsleute, die in einem Beethovenhaus leben, täglich von der Unbegreiflichkeit ihrer Existenz im Weltall so überwältigt sein müßten, daß sie wenn schon nicht die Existenz, so doch die Wohnung geheimhalten. Die Möglichkeit, daß die Gedenktafel: »In diesem Hause wohnte Ludwig van Beethoven« auch nur für einen Augenblick der Zeitungsnotiz Platz macht: »In diesem Hause wohnt jetzt Ludwig Ullmann« und in jenem: Brecka — das ist der Punkt, wo jeder andere vor dem Chaos steht und das Problem der Existenz eines Wohnungsamtes erlebt.

\* \* \*

### GROSSMANN DAHEIM

Der alte ehrliche Stefan Großmann, der uns entrückt ist und in Deutschland wirkt, hat die Ferien an der Ostsee verbracht, da kam die Stunde, wo man sagt: »Und übermorgen sind wir in Berlin«. (Nur ganz nebenbei, schlicht und in Klammern ergänzt er: »Es klang auch ganz anders, als man sagte: Übermorgen in Wien. *Nicht dran denken!*« Für dieses Nicht dran denken!, das ein Herzenston ist, möchte man ihm die Hand drücken, es muß jeden Wiener berühren, als ob er in der Fremde nach jahrelanger Trennung den alten Steffl wiedergesehen hätte.) Es klatscht gegen die Fenster. Das ist der Regen und nicht etwa das Tage—Buch. Man sehnt sich in die Stadt zurück, »zu dem alten Fauteuil, zwischen die Bücherreihen, neben den dampfenden Teekessel«. Vor ein paar Tagen sagte ihm der Präsident des Deutschen Reichstags — . Irgendetwas Belangloses, das von Großmann ist, die Wahrnehmung, daß jetzt viel Ausländer auf deutschen Bahnen reisen. Die markantesten Ge-

stalten der Weltgeschichte, von Jaurès abwärts, haben schon dem Großmann seine Gedanken anvertraut. Im Coupé waren nur Tschechen. »Wir Deutschen saßen still und schweigsam in der Ecke«, wiewohl wir doch nur Gott fürchten, aber sonst nichts in der Welt. Nun seufzt Großmann, in Berlin angelangt, wie teuer die Autos sind: »*achzigfache* Taxe«, denn er meint wohl, es komme von »ach«. Die Wohnung enttäuscht ihn.

Im Eisenbahnwagen hast Du Dein altes Zimmer vor Dir gesehen, den gedeckten Tisch, Blumen, ein Abendessen.

Es ist wohl alles da, nicht so wie bei arme Leute. »Aber Blumen?« Nein, die hat er nicht vorgefunden, die sind unerschwinglich geworden. Das alte Lied von den Kümmernissen des geistigen Arbeiters in Deutschland. Und welcher würde Blumen dringender brauchen als Großmann? Man kann sich ihn ohne Blumen überhaupt nicht vorstellen; ist er doch, aufgewachsen bei Blumen, selbst wie eine. Dazu meldet die Wirtschafterin, daß die Schrippe teurer geworden ist, die Marmelade, der Speck etc. etc.

Nein, sage ich, heut abend will ich das alles nicht hören. Es kommt darauf an, mit seinen Nerven auszuhalten. Löffelweise das Unangenehme einnehmen, nicht gleich einen ganzen Teller schlürfen!

Woraus man so en passant erfährt, daß er das Angenehme, das jene ihm vorsetzt, nicht löffelweise einzunehmen, sondern den ganzen Teller zu schlürfen pflegt. Und er geht vom Eßtisch zum Schreibtisch. Nichts als Rechnungen. Ganz gelassen tut er das Alles in die Mittellade. »Ich will heute abend nicht.« Was denn will er?

Ich will langsam durch die Wohnung gehen, will mir die kleine Zeichnung von Orlik ansehen, die ich zwei Monate nicht bei mir hatte, will eine Viertelstunde an meinem alten Flügel sitzen.

Man stelle sich das nur vor, Großmann geht langsam durch die Wohnung, dann Großmann am Klavier. Und dazwischen, was die Leser, zumal die in Prag, am meisten fesseln wird: wie er die kleine Zeichnung von Orlik ansieht, die er zwei Monate entbehren mußte, der Arme was muß der gelitten haben. Die Zeit ist hart. Aber die Welt will so etwas lesen und die Setzer haben noch nie aus diesem Grunde passive Resistenz gemacht. Der Teekessel surrt, drei Scheiben gebratenen Specks — also doch! — duften vom Tisch her und Großmann erinnert sich, sozialfühlend wie er ist, daß manche, die den Sommer über in Berlin bleiben mußten, »nicht einmal dies bittere Wiedersehen haben«. Bitter genug, denn eine Heimkehr ohne Blumen ist fürwahr noch schmerzlicher als zwei Monate ohne Orlik, die ja zu vermeiden waren, wenn Großmann das Los jener Armen geteilt hätte. Oder er hätte die kleine Zeichnung mitnehmen sollen. Am nächsten Morgen erfolgt ein Keulenschlag. Die Wirtschafterin fordert ihn auf, mit ihr auf den Markt zu gehen, um sich selbst zu überzeugen.

Das ist die Bankrotterklärung der häuslichen Wirtschaft. Das bedeutet die Demission des unabsetzbaren Ministeriums.

Also etwa im Stil der alten, aber immer noch scherzhaften Abonnenten der Neuen Freien Presse, die den Zahlkellner »Sie, Herr Finanzminister!« rufen, um ihm dann den Obolus hinzulegen. Und nun spricht er mit ihr, wie etwa Sonnenthal in einem Stück von Lubliner. Denn auch er hat den Herzenston.

»Aber, liebe, alte Susanne, Sie wissen doch, daß ich ihnen vertraue.«

Und:

»Susanne«, sage ich, »nehmen Sie doch Vernunft an. Es muß doch eine Arbeitsteilung in der Welt geben. Ich muß das Geld herbei-

schaffen, Sie müssen es ausgeben. Ich habe meine verdammte Schreibarbeit. Sie haben ihre verfluchte Arbeit am Herde.«

(Warum ist die Arbeit am Herde verflucht ?)

»Ich freue mich, wenn mir *mal* ein guter Aufsatz gelingt, Sie sind froh, wenn ihnen ein Schnitzel gut geraten ist.«

Aber was tut Gott, es gelingt ihr auch kein Schnitzel.

»Schnitzel? Sie sprechen noch von Schnitzel? Es hat sich ausgeschnitzelt, lieber Herr ... «

Leider noch nicht ausgeschrieben.

Die Konferenz mit Susanne dauerte so lange, wie die Verhandlungen mit der Reparationskommission. Sie ergab ungefähr das gleiche Resultat. Unter dem Eindruck der vorgelegten Statistik wollte ich das Wirtschaftsgeld auf das Dreifache erhöhen, als ein guter Deutscher, ohne noch die Bedeckung dafür zu haben, obwohl die Aussichten auf eine Anleihe miserabel sind.

Aber der Ernährungsminister verschmäht den Obolus und besteht darauf, daß Großmann selbst den Korb auf den Arm nehme. Nicht etwa den Papierkorb, sondern im Gegenteil:

Setzen Sie das in die Zeitung, lieber Herr Großmann, es soll jede Frau darauf bestehen, daß ihr Mann einmal im Monat mit ihr einkaufen geht.

Großmann erfüllt Susannens Wunsch und —

Und morgen früh nehme ich, um des inneren Friedens willen, den Korb auf den Arm.

Der ist imstand und schenkt uns noch das deutsche Lustspiel. Ich wäre nur imstand, die Photographie zu reproduzieren, die in der »Dame« erscheinen wird.

\* \* \*

## ZWEI GRADE MICHEL

Ich habe schon gesagt, daß es wundervoll war.

Bleibt zu ergänzen: alles. Die Aufführung, das Stück, auch die einleitende Rede.

Stephan Großmann sprach so ruhig, wie nur jemand, der sich in großer Aufregung befindet, und so einfach, wie jemand, dem eine Sache völlig am *Herzen* liegt ... Er sprach davon, daß alle Wiener Künstler, die draußen in Deutschland leben, dennoch immer sehnsüchtig einem Echo ihres Wirkens aus der Vaterstadt entgegenwarten. Das sei auch mit Bronnen der Fall.

(Verfasser von 'Vatermord'. »Ein Sohn, der von seinem Vater gepeinigt wird und ihn schließlich totsticht. Der Vater, ein ahnungsloser Egoist, stark alkoholisiert, außerdem mit leisen Hjalmar—Ekdal—Zügen ... Ein vom Dasein in den Dreck geschmissener Prolet ... Merkt nicht einmal, daß es den Seinigen nur deshalb am Essen mangelt, weil er zuviel trinkt.« [Siehe Alpenkönig I, 18: »Ich weiß schon, warum wir so wenig zu essen kriegen, weil der Vater so viel trinkt.«] »Ein Trottel.« Also etwa das Bild, das die Wiener Journalisten von Bronnens Vaterstadt im Ausland entwerfen. Aber sie benahm sich gegen ihren Sohn besser als Bronnens Vater und »besser als das Publikum in andern Städten. Es gab keinen Skandal.«)



... Alles das sagte er kurz, eindringlich und merklich bewegt von Hingabe. Solch eine Hingabe — *ich kann mir nicht helfen* — hat etwas Wärmendes ...

Felix Salten.

Oh doch, er kann.

\* \* \*

### GROSSMANN IN WIEN

Er war nicht zu halten. Es mußte sein und so war er eines Tages da.

Schon bei der Einfahrt in den Westbahnhof denkt man: O Gott, ist dieses Wien schäbig geworden!

Nämlich er meint — also mit einem Wort, überall wohin er kam, fand er, daß es nicht mehr so sauber sei. Und man könne sich keine Vorstellung von der Ausgestorbenheit der Kärntnerstraße machen:

Auf dem Wege von der Oper zur Stefanskirche begegnen mir um halb 10 Uhr nachts fünf oder sechs Leute.

Das sind wirklich nicht viele, aber vielleicht waren die andern, die sich sonst um diese Zeit in der Kärntnerstraße aufhalten, zuhause geblieben, um eine Begegnung zu vermeiden. Vollends verscheucht waren sie in den andern Bezirken:

Als ich einmal um halb 12 Uhr nachts ein *Bürgerhaus* auf der Wieden verließ, *schrie ich*, im Regen durch die Gassen laufend, vergebens nach einem Wagen, *ja auch nur nach einem Menschen* ...

Großmann will andeuten, daß es ausnahmsweise kein Palais war, das er verließ. Warum er eigentlich nach einem Menschen schrie, sagt er nicht, aber schon die Vorstellung, daß er durch die Gassen laufend nach einem Wagen schreit, muß einem nahegehn. Die Anschaulichkeit dieses Schriftstellers ist so stark, daß jetzt wahrscheinlich der Hirsch, der nach der Quelle schreit, zusperrn kann, denn man wird ihn für einen Schmock halten, der entweder übertreibt, weil er es gar nicht so nötig hat, oder mit ein wenig Ausdauer das Gewünschte erlangt hätte.

Ich hatte mir vorgenommen, Konkurs zu machen und, um dem strömenden Regen zu entgehen, dem nächsten Auto drei Millionen Kronen anzubieten.

Der Schäker. Und nun, sagt er, kann er die »drei ersparten Millionen« — nicht etwa die ersparten drei — zum Kauf eines Landhauses verwenden, das ihm irgendwo in die Augen gestochen hat. Aber das ist noch gar nichts. »Franz Schreker erzählt — « Halt, da die Mitteilung hauptsächlich den Zweck verfolgt, zu erzählen, daß er den Franz Schreker kennt, was nicht einmal gar so imposant ist, so sei sie nicht wiederholt. Ich tu's nicht.

Ein Mittagessen bei Schöner in der Neustiftgasse kostet 52.000 Kronen.

Aber wer zwingt einen schlichten Schmierer, unter Schiebern zu speisen, wenn es sich noch dazu in der Siebensterngasse abgespielt hat und dadurch neu herbeigelockte Schieber nur irreführt werden? Dabei macht er sich doch über die Dinge, die den Wiener Horizont ausfüllen, lustig.

Es waren große Ereignisse ausgebrochen, als ich nach Wien kam. Herr Paulsen, der Direktor des Burgtheaters, hatte mit Herrn Devrient, einem Regisseur des Burgtheaters, einen Streit. In den Morgenblättern las man, daß Herr Devrient wahrscheinlich seine Demission geben werde. In den Abendblättern war angekündigt,

daß Herr Paulsen bereits sein Abschiedsgesuch eingereicht habe. Zum Glück wurde am nächsten Morgen verkündet, daß eine nicht genannt sein wollende Stelle die Vermittlung zwischen den beiden Streitteilen übernommen habe. Am nächsten Tag konnte man erleichtert aufatmen, weil man endlich aus den Zeitungen erfuhr, daß eine Aussicht auf Verständigung zwischen den beiden Gegnern bestehe. Für morgen sei eine Konferenz anberaumt. In den Spätabendblättern erfuhr man zu seinem Schrecken, daß die Konferenz abgesagt worden ist. Als ich wegfuhr, war Herr Devrient auf Herrn Paulsen noch immer böse. Die Fieberbulletins aus dem Burgtheater waren verzweifelt pessimistisch. Ich beschloß, für 50.000 Kronen das Neue Wiener Journal zu abonnieren, um über den Ausgang des Konfliktes orientiert zu werden.

Man sieht, und auch eine Kuh kann merken, Großmann ist ein Satiriker, der lachend die Wahrheit sagt. Immer lustig, immer lustig. Er ist dabei, in der Art jener Schmöcke, die über den von ihnen verbreiteten Theaterklatsch ironisch werden, selbstlos genug, es nicht nur in Blättern zu tun, die sich den Bericht über eine Burgtheaterkrise schwere Telegrammspesen kosten lassen, sondern auch eine Zeitschrift herauszugeben, in der Schauspielerverlobungen pikant zubereitet werden, und zu allem Überfluß selbst unter den Interessenten und zum Schluß Leidtragenden jeder Direktionskrise zu sein, die mit der Versöhnung der Gegner und mit der Abreise des Herrn Großmann endet. Wenn sich die Gracchen über Theaterklatsch aufhielten, so könnten sie darin nicht befangener sein als wenn ein emeritierter Anarchist über den Aufruhr der Wiener Gemüter klagt. Großmann hört infolgedessen, da er ein Kaffeehaus betritt, »ein schmetterndes Gelächter aus einer versteckten Nische«,

*und ich wußte:* dort sitzt Max Reinhardt.

Dieser, der mit Recht in der Hofburg wohne, sei — und nun kommt die Pointe des Ganzen — in Wien schon so populär, daß er sogar den Castiglioni verdrängt habe, der überdies bereits mit einem Fuß in Berlin steht. Ihm nach die Sintflut, nämlich »Kokotten, Schieber—Parasiten und Inflationshyänen«. Immer Lustig. Der Geldgeber des Herrn Großmann, dem Castiglionis Vorstoß nach Berlin gar nicht paßt, hat mit solchem Milieu Gottseidank nicht das geringste zu schaffen. Wir hier freilich können uns gratulieren

So ist Wien eine stille, aber gereinigte Stadt geworden.

Und eben erst war noch Großmann in Wien gewesen und schreiend durch die Gassen gelaufen.

\* \* \*

### NICHT DRAN DENKEN!

Da sich mithin nicht leugnen läßt, daß jener, einem unwiderstehlichen Zwang zufolge, in Wien geweilt hat — nicht dran denken! —, so muß auch erwähnt werden, daß er, von der Regieleistung abgesehen, nicht mit leeren Händen kam, sondern um den Wienern »persönliche Erinnerungen an Rathenau« zu bringen, der ihm einmal gesagt hat. Diese Erinnerungen sind durch das Vertrauen, das man der Persönlichkeit Großmanns allenthalben entgegenbringt, zu sehr beglaubigt, um durch den Umstand, daß Rathenau sich nicht mehr an Großmann erinnern kann, beeinträchtigt zu werden. Etwaigen Zweifeln hat die Konzertdirektion Hugo Heller einen kräftigen Riegel vorgeschoben, indem sie die überraschende Mitteilung, daß sie noch über restliche Kar-

ten verfüge, die eventuell sogar auch an der Abendkasse zu haben sind, mit der geschichtlichen Enthüllung verknüpfte:

Stephan Großmann ist in den letzten Jahren Rathenau persönlich nahegestanden.

Und daß es da gar keinen Ausweg gegeben hat, muß jene erschüttern, die geglaubt haben, daß ein glückliches Dasein seinen jähen Abschluß fand. Nicht dran denken!

---

## Die Affäre Harden

Der Abscheu könnte gar keinen Ausdruck finden, der der Ruchlosigkeit des an Maximilian Harden begangenen Verbrechens gerecht wird, der Bestialität einer völkischen Gesinnung, welche an ihm eben die Äußerungen rächt, durch die er manche der geistigen Ehre des Deutschtums zugefügte Unbill gesühnt hat, da sie die Wandlung von der schlechten zur guten Ansicht (bei beklagenswerter Beharrlichkeit der Diktion) nicht verwindet. Ich kann mich nur mit Verachtung gegen die Ehre wehren, die die publizistische Vertretung des Gezüchts von Hakenkreuzottern mir antut, indem sie gerade bei dieser Gelegenheit meinen Nachweis verbreitet, daß der Mann, gegen den eine Niedertracht verübt worden ist, ein verdrießlicher Stilist sei. Leider muß jedoch gesagt werden, daß er selbst es nicht vermieden hat, die natürliche Teilnahme durch das stilistische Moment zu verwirren und den Glücksfall, daß seine körperliche Konstitution der schurkischen Gewalttat widerstand, um eine Probe seiner stilistischen Hartnäckigkeit zu überbieten, auf die man gerade zu diesem Anlaß nicht vorbereitet war. Es kann sicherlich keinem Zweifel unterliegen, daß ihm Gräßliches zugestoßen ist und wiewohl ihn schon die bloße physische Berührung mit einem Teutonen allen Mitgeföhls würdig gemacht hätte, so besteht nicht der geringste Grund, der tatsächlichen Wahrheit der Schilderungen vom Attentat und von dessen Folgen zu mißtrauen. Aber wenn in dem Maße des Entsetzens, das sich jedes gesitteten Lesers, welcher politischen Meinung und welcher Ansicht über den Betroffenen er immer sein mag, bemächtigt hat, es auch wieder beruhigend wirken mochte, daß der mit schweren Wunden Heimgebrachte schon nach so kurzer Zeit einem Interviewer Rede stehen konnte, so mußte es umso überraschender berühren, daß er über eine so allgemein menschliche Angelegenheit seine eigene Sprache wieder fand und eine szenische Haltung bewährte, deren ein so echtes Erlebnis gewiß nicht bedurft hat, um einer Wirkung sicher zu sein, die doch gar keine andere sein konnte als Mitleid mit einem Unbewehrten und zornige Verachtung für die Tücke des Wegelagerers.

Durch die Gewalt des Schlages brach ich in die Knie und fühlte Blut über mein Gesicht strömen. Dabei hatte ich das klare Gefühl, das ist nun das so oft angedrohte Attentat, hier wirst du also jetzt sterben. Offenbar schoß der Kerl nicht, um kein Geräusch zu machen. *Das war mir noch ganz klar.*

Und mag auch im Bereich der psychischen Möglichkeit liegen, wiewohl es fast an die Geistesgegenwart heranreicht, es einem Vertreter des Berliner 8—Uhr—Abendblatts zu sagen. Das weitere erscheint jedoch, so glaubhaft das Grauen des Erlebnisses immer sein mag, als ein stilistisches Plus, das wohl mehr dem Macbeth angepaßt sein dürfte als der Haltung eines Zeitgenossen in ei-

ner Situation, die nach allem eher als nach heroischen Tonfällen aus der Glanzzeit des Königlichen Schauspielhauses ruft.

Deshalb schrie ich mit allem Aufgebot der Stimme: »Mörder, Schuft!«, in der Hoffnung, daß etwa aus der Nebenvilla, die dem Kommerzienrat Viktorius gehört, Hilfe kommen könne.

Wer ruft hier Mord aus? Wo ein Kommerzienrat in der Nähe ist, müßte ein einfacher Hilferuf genügt haben. Wiewohl es dann freilich schwer wäre, sich seiner als eines Details zu erinnern, das den Wissensdurst des Reporters befriedigen soll. Und dennoch leicht im Vergleich mit einer Bewußtheit, die den ganzen Hergang nicht nur parat hat, sondern gleichsam als Zeuge, ja als Mitwisser der Tat verfolgen konnte:

Inzwischen hatte sich der Mann mit beiden Füßen auf meinen linken Arm gestellt, um mich festzuhalten. Nun schlug er *achtmal* mit aller Gewalt mit einem Instrument, das mir ungefähr wie eine Hantel schien, über den Kopf.

Ein Blutstrom floß über mein Gesicht und färbte meine Kleider ... Der Attentäter *hatte wohl mit sofortiger Bewußtlosigkeit gerechnet* und lief nun, da ich weiter rief, aus Furcht weg. Er hatte keinen Laut von sich gegeben.

*Ich sagte mir*, daß ich verloren wäre, wenn ich hier mit diesem starken Blutverlust liegen bliebe, und schleppte mich daher bis in das Gärtchen. Der Mithelfer des Mordgesellen, Weichardt, war vorausgegangen, hatte den Weg gesichert und dem Mörder Zeichen gegeben, wie er die Tat gefahrlos begehen könnte.

Der Attentäter hat sich in der Tat verrechnet. Hier waltet eine Geistesgegenwart, eine selbst von dem Blutstrom, der übers Gesicht floß, unbehinderte Beobachtungsgabe, die das Opfer des Attentats eigentlich hätte kapabel machen müssen, es rechtzeitig zu verhindern. Man könnte einwenden, daß der Verwundete, der nicht nur Distanz zu dem eben überstandenen Entsetzen gewonnen, sondern auch während des Erlebnisses keinen Augenblick die Objektivität verloren hat, für die Fassung des Interviews nicht verantwortlich sein mag. Es ist von sämtlichen Blättern übernommen und von ihm nicht berichtet worden, und daß er dazu auch kein Recht gehabt hätte, weil es authentisch ist, beweist nebst jenem in unserer Zeitregion ungewohnten Not-schrei ein Moment sprachlicher Stilisierung, das sich geradezu vordrängt:

Ich konnte mit einer Hand nur schwache Abweherschläge führen, da auch dieser Arm durch Zerren und Hiebe *blutrünstig* war — die Spuren dieses Kampfes wurden später von der Polizei vorgefunden — , rief aber weiter mit aller Energie.

Natürlicher Weise hat Harden das Wort »blutrünstig«, das hier in dem ursprünglichen, längst obsoleten Sinn (so verwundet, daß Blut rinnt) angewandt erscheint, nicht gesprochen. Denn er spricht normgemäß wie irgend ein Mensch, Patient oder Redner, also ganz anders als er schreibt. Aber gerade dieser Umstand beweist die Echtheit des Interviews, oder vielmehr der Interview, wie er korrigieren würde. Auch der Reporter hat das Wort, das er von ihm nicht gehört hat, nicht erfunden; er würde schreiben, daß der Attentäter blutrünstig war und nicht dessen Opfer. Aber es unterliegt gar keinem Zweifel, daß es ein Ausdruck ist, den Harden in der schriftlichen Schilderung seines Erlebnisses anwenden würde, und somit steht auch fest, daß er schon nach so kurzer Zeit die wenn nie zuvor, so in diesem Fall erfreuliche Regsamkeit bewiesen hat, den ihm vorgelegten Text des Interviews zu redigieren. Ich dulde weder einen Zweifel an meiner von aller Gegnerschaft unberührten Freude über seine rasche Erholung, noch an der Zuverlässigkeit meiner Aus-

sage, daß er hier als Stilist auf die Schilderung des Attentats Einfluß genommen hat. Nachdrücklichst betone ich jedoch, daß selbst dieser Beweis von Ausdauer, so wenig er im geistigen Charakterbild des Mannes fehlen darf, nicht im mindesten geeignet ist, die Distanz, in die er sich selbst zu seinem Erlebnis gestellt hat, für den noch weiter außen stehenden Betrachter zu vergrößern, und um nichts den Respekt vor seinen Leiden verringern könnte und die Verdammung einer Schandtats, die nur ein glücklicher Zufall nicht zu einer tödlichen gemacht hat. Daß er, um ihr Opfer zu werden, Mut bewiesen hat, muß ihm sein Todfeind zugestehen, und der bin ich, wiewohl ich ihm weiß Gott nicht den Tod wünsche oder auch nur die kleinste Wunde durch einen hohenzollerischen Banditen.

Was nun den Mut betrifft, so muß ich, indem ich ihm diesen im höchsten Maße zuerkenne, ihn von einer ebenso unbegründeten wie unzeitgemäßen Glorie befreien, die ihm durch ein ziemlich verbreitetes Mißverständnis zuge wachsen ist und deren er keineswegs bedurft hat. In einer Berliner Zeitschrift, deren Herausgeber gleich ihm, nur in verständlicherer Sprache, Wahrheiten über die bestialische Geistesverfassung des nachkriegsdeutschen Deutschland findet, wengleich er mit siegfriedhafter Beherrschung etwas gar zu sichtbar dem Hakenkreuz den Stern Davids entgegenstellt, wird Hardens Mut darin erblickt, daß er, jeden Schutz, jede Sicherung, ja selbst die Waffe eines Spazierstocks verschmähend, noch am Abend vor dem Attentat lächelnd erzählt hat, er habe die ihm von der Polizei angebotene Überwachung seiner Villa abgelehnt. Dies wird der Legende von der jüdischen Feigheit gegenübergestellt, genau so wie der von der arischen Tapferkeit das Davonlaufen nach erfolgtem Überfall auf einen sechzigjährigen Wehrlosen. Dazu ist zunächst das stärkste Bedauern auszusprechen, daß Harden durch seine Probe physischen Mutes, der ihn jeder Vorsicht spotten ließ, es dem arischen Feigling nicht nur ermöglicht hat, den Überfall zu verüben, sondern auch nachher davonzulaufen, und daß er, der den Mithelfer dem Mörder Zeichen geben sah, wie er die Tat gefahrlos begehen könnte, nicht wenigstens eine Stunde vorher die Unterstützung der Polizei, deren Pflicht es ist, sie zu verhindern, in noch vollere Besitz seiner Wahrnehmungsfähigkeit angenommen hat. Und zu beklagen, daß die Polizei, die die Erfüllung dieser Pflicht nicht von der Zustimmung des Bedrohten abhängig machen darf, sie offenbar in der ungeheuerlichsten Weise vernachlässigt hat. Denn sie hat ihn gar nicht erst zu fragen gehabt. Die Verhinderung eines Verbrechens geschieht ganz so im öffentlichen Interesse wie dessen Verfolgung, und nicht aus Gefälligkeit für den Bedrohten. Er und die Polizei, beide Mitwisser, machen sich durch Ablehnung und Unterlassung der Mittel, es zu verhüten, zu Mitschuldigen. Was nun Harden seinem Begleiter sagte und was dieser rühmend erzählt, beruht beiderseits auf einer Auffassung von Tapferkeit, die längst auch auf dem Terrain der eigentlichen kriegerischen Auseinandersetzung antiquiert ist. Selbst der Soldat, der doch dem Gegner mit der gleichen Waffe gegenübersteht und die gleichen Fähigkeiten gegen ihn zu bewähren hat, ist nicht mehr »tapfer«, da sie ihm nicht mehr helfen und ihn die neue Waffe ja nicht gegen die Waffe schützt, sondern nur ebenso wehrlos macht gegen die des Feinds wie diesen gegen die seine. Er ist vollends nicht »tapfer«, wenn er etwa, um es zu beweisen, den Kopf aus dem Schützengraben steckt, indem er lächelnd versichert, er brauche keinen Schutz gegen das Schrapnell. Nun schützt ihn nicht einmal das Schrapnell gegen das Schrapnell, sondern eben nur, zur Not, der Schützengraben. Aber selbst wenn die kriegerische Auseinandersetzung sich noch mit dem Degen oder gar nur auf brachiale Weise abspielte, wäre es grundfalsch, die Tapferkeit, die der kräftige oder geschickte Mann zu bewähren hat,

mit der des Publizisten zu vergleichen, der einer Gewalt gegenübersteht, die seinen geistigen Kampf mit einem körperlichen aufnimmt, gegen den er zwar gleichfalls mit einer körperlichen Fähigkeit bestehen könnte, welche aber eine zufällige Qualität wäre, die nicht innerhalb seines Berufes liegt. Vollends wenn er einer solchen Gewalt gegenübersteht, die sich einer Waffe bedient, gegen welche ihn keine körperliche Tüchtigkeit, ja selbst nicht die analoge Waffe zu schützen vermöchte, bleibt ihm nichts übrig, als sich rechtzeitig vor ihr zu schützen oder schützen zu lassen. Er wird im Graben bleiben müssen und wird eben dort den wahren Beweis von Tapferkeit liefern, der dem Soldaten versagt ist. Denn der Mut des Schriftstellers hat sich am Schreibtisch zu bewähren, er besteht eben und ausschließlich darin, daß die literarische Tat, deren Unterlassung durch die gefährliche Drohung erzwungen werden sollte, ihr zum Trotz, ohne Rücksicht auf sie, ja ohne Bewußtsein um sie verrichtet wird: — beim Betreten der Straße, wo seine leibliche Person in Betracht und Gefahr kommt, kann er der größte Feigling sein. Die Auffassung, die den geistigen Mut und den andern über einen Leisten schlägt, würde sich offenbar damit nicht zufrieden geben, daß ein Publizist jener schändlichsten Erpressung, die durch Bedrohung seiner leiblichen Sicherheit die Unterdrückung seiner Ansicht erzwingen will, nicht gewichen ist, sondern sie würde verlangen, daß er, wie er der Polizei abgewinkt hat, die Ausführung des Attentats zu verhindern, auch der Staatsanwaltschaft in den Arm falle, die das schon begangene Verbrechen der Erpressung zu verfolgen hat, indem er dessen wesentlichstes Merkmal bestreitet und stolz erklärt, er habe sich gar nicht in Furcht und Schrecken versetzt gefühlt. Als ob nicht eben durch diesen Heroismus der geistige Mut, der entgegen dem Terror seine Aufgabe erfüllt, gemindert wäre. Diese Auffassung will es nicht wahr haben, daß der mutigste Autor nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet ist, nach Erfüllung dieser Aufgabe feig zu sein. Ist er es nicht, so wird er immer noch töricht genug sein, wenn er im Zustand vollkommenster Wehrlosigkeit gegen eine Revolverkugel auf Vorsicht oder Bewachung verzichtet. Oder ein Poseur, der von Gefahren redet, an die er im Innersten ja doch nicht glaubt. Oder ein religiöser Fanatiker, der die Überzeugung, in Gottes Hand zu stehen, bis zum Augenblick des Gegenbeweises betätigt. Doch welcher Soldat würde darum, weil ihn wirklich Gott besser schützt als die eigene Waffe, sich der feindlichen darbieten? Gewiß hat noch keiner aus Furcht, bei einem Gasangriff für einen Feigling gehalten zu werden, die Gasmaske lächelnd abgelehnt und keiner wäre dafür als Held gefeiert worden anstatt als Selbstmörder beklagt zu werden. Er hat in Wahrheit, nichts Vernünftigeres zu tun, als durch Schutzmaßnahmen den Bereich einer Gefahr, der er nicht gewachsen sein kann, zu verkleinern. Gegen die Revolverkugel aber hilft kein Revolver, sondern nur das Verbleiben in einer Villa, die von der Polizei pflichtgemäß überwacht wird, und selbst gegen den Knüppel wird nur eine Begleitung, die rechtzeitig dazwischentritt, einigen Schutz gewähren. Dem Mut des Publizisten, der uneingeschüchtert von aller Drohung und aller durch sie bedingten Einschränkung der körperlichen Freiheit, seine Aufgabe erfüllt, bleibt noch immer genug Gefahrenraum, um ihn zu einem rein physischen zu machen — was jener sich etwa gegen den Einwand sagen möge, daß es nicht mehr gefährlich sei, in einem Panzerhemd Artikel zu schreiben. Aber macht es eine nervenlose Gesundheit, die Sicherheit, in einem Brachialkampf zu bestehen, die Geschicklichkeit in der Handhabung einer Waffe, kurz der Mangel an gefühlter Gefahr etwa gefährlicher? Ist eine Gefahr, die nicht zu fürchten ist, vorhanden? Man könnte sagen, daß noch weniger Mut dazu gehöre, einen Angriff zu schreiben, wenn man dessen Folgen nicht fürchtet, als wenn man keine zu fürchten hat, und daß es von echterem

Heldentum zeugt, einer tätlichen Drohung, deren Erfüllung jener mit Recht fürchtet, der ihr, sei es von Natur, sei es durch die Umstände, nicht gewachsen wäre, dennoch kein geistiges Opfer zu bringen. Der Mut war bis zum Eintritt der Gefahr hinreichend bewiesen; von hier an hat er nicht darin zu bestehen, ihr körperlich zu trotzen, sondern ihr geistig nicht nachzugeben. Diesen Mut hat Harden seit seiner Bekehrung zur besseren Sache, wie ehemals gegen die Person Wilhelms, oft genug bewiesen, um nicht auch des Ruhmes zu bedürfen, daß er bereit war, seinen Kopf den Knüppelschlägen eines alldeutschen Strauchritters entgegenzuhalten. Wenn es dem Erpresser, der die geistige Freiheit einschränken will, nur mit der körperlichen gelingt, indem er den Bedrohten zu Vorsicht und Zurückgezogenheit nötigt, so hat er nichts erreicht, worauf der geistige Mensch ohne Schimpf nicht verzichten könnte. Er kann ja doch nicht allen physischen Gelegenheiten, von denen die landläufige Auffassung die Probe wahren Heldentums erwartet, auf die Dauer entgehen, aber er wäre so wenig wie durch die Drohung durch die Tat selbst einzuschüchtern, wenn diese ihm noch die Möglichkeit übrig läßt, an der Erfüllung zu wirken, die er sich vorgenommen hat. Daß er »fürchtet«, an ihr gehindert zu werden, und sich nach Menschenmöglichkeit dagegen vorsieht, ist jene leibliche Besorgnis, die nur die Partei der Sache nimmt, der sein Geist dient. Das könnte nur die heroische Forderung verkennen, die der Sache des Gewalttäters den gleichen Rang und das gleiche Recht zuerkennt. Im Kampf mit diesem zu unterliegen, hieße aber unstreitig an Wert mehr opfern, als durch Vermeidung solchen Kampfes an Ehre gewinnen. Wenn selbst im Zweikampf, wo doch zwei ideell gleichwertige und zumeist gleich große Energien einander gegenüberstehen, der Ausgang nicht die Entscheidung bedeutet, weil der Materie des Streits das Mittel widerstreitet (obschon die Ehre dem Blut verwandter ist als die Meinung), welcher Wahnwitz könnte den Menschen, der das Recht in Anspruch nimmt zu denken was andere nicht denken wollen, der Entscheidung durch körperliche oder mechanische Überlegenheit aussetzen? Nur wer seine Sache für besiegt hält, wenn er dieser Entscheidung erliegt, dürfte sie auch für kompromittiert halten, wenn er sich der Entscheidung entzieht. Er wird es aber mit dem Recht des Geistes tun, der den drohenden Zufall und das Hindernis, das sich ihm in den Weg stellt, nicht als Partner seines Kampfes anerkennt, sondern ihnen ausweicht, wenn sich ihre Wirksamkeit anders nicht verhindern läßt, und sich mutig dem Spott aussetzen, der ihn für einen Feigling erklärt, weil er als Passant vor einem fallenden Dachziegel auf der Hut war. Blindern Zufall und blinder Gewalt gegenüber ist aber Vorsicht wahrlich der Tapferkeit besseres Teil. Den Unvorsichtigen mutig zu nennen verpflichtet freilich dazu, den Dachziegel für einen Feigling zu halten. Aber es wäre auch verfehlt, das Betragen der Gewalt in das Gebiet des Tapferkeitsproblems zu rücken und die Tat für ebenso feig zu erklären wie ihre Erduldung für mutig. Der Attentäter hat sich nicht geflissentlich einen physisch unzulänglichen Vertreter der gegnerischen Anschauung ausgesucht. Auch hat er, indem er davonlief, sich nicht der Vergeltung eines Gegners entzogen, den er von hinten überfallen hatte, weil er von vorn mit ihm nicht fertig geworden wäre — gegen dessen Revolver er jedoch gleichfalls wehrlos gewesen wäre —: sondern er hat entweder als Träger des verruchten Gedankens sich in Sicherheit vor einer Justiz bringen wollen, die es ihm unmöglich gemacht hätte, weitere Attentate zu begehen, oder als Instrument ganz mit Recht gefunden, daß er bloß für die Exekution der Schandtats, aber nicht für das Eingesperrtwerden bezahlt sei. »Tapfer« in dem Sinn, in dem hier der Mangel dieser Eigenschaft festgestellt wird, dürfte der Attentäter schon hinreichend sein, aber seine Tat ist ganz jenseits solcher Betrachtung schändlich. Wie der Angegrif-

fene in der leiblichen Zurückgezogenheit vor den Gewalttätern noch immer genug »Mut« zu bewähren hätte, so erscheint auch durch die Flucht des Attentäters vor den legitimen Verfolgern noch kein Beweis für »Feigheit« erbracht. Auch er hat den ihm zustehenden Mut schon durch die Tat bewiesen, durch die er ja nicht nur die Gefahr läuft, aus der er davonläuft. Da aber der geistige Mut, der vor der Tat nicht zurückschrickt und wenn nichts anderes, so doch mindestens alle Pein der eingeschränkten Freiheit riskiert, der höhere ist, so kommt nur er hier als Kriterium in Betracht. Die Bejahung des andern, das Unternehmen, den Mut eines Schriftstellers und den eines Rowdys bloß als Quantitäten gleicher Kategorie abzuwägen, würde unweigerlich zu der Frage führen, warum jenen, dem eben nachgerühmt wird, daß er seit langem sich zur Einzelhaft der Arbeit verurteilt hat und jeden Trubel wie jede Gelegenheit, physisch sichtbar zu werden, meidet, just auf einsamen Spazierwegen der Ehrgeiz angewandelt hat, ein Held zu sein. Da es dafür keine zureichende Erklärung gibt, so bedeutet die Stellung des Tapferkeitsproblems in diesem Fall nichts anderes, als einem Mann, der, von Räubern umlauert, seinen Geldschrank offen ließ, nicht Sorglosigkeit vorzuwerfen, sondern Freigebigkeit nachzurühmen und von dem, der sich erwartetermaßen über den Geldschrank hermachte, zu sagen, er sei ein Geizhals. Und um nicht selbst für einen solchen gehalten zu werden, hat jener den Wächtern abgewinkt, die, wissend, daß der frechste Raub geplant und unabwendbar sei, sich nicht für verpflichtet gehalten haben, nun umso besser aufzupassen.

---

## Worte

VON CHARLES BAUDELAIRE

Gesprochen am 18. November 1917 und am 15. Oktober 1922

In der Neuen Freien Presse — ausgerechnet — zitiert einer aus einem Buch von Peladan: »Soldat und Dirne gleichen sich: beide bieten ihren Leib dem ersten besten, der eine für eine Wunde, die andere für eine Liebkosung. Nun, ich mache der Gesellschaft das Recht streitig, Soldaten auszuheben, solange Gleiches nicht auch für Dirnen gilt.« Die Parallele ist zu einer unklaren und wie es scheint moralistischen Forderung gerichtet; sie ist in meinem Gedicht »Grabschrift«, wo den für das Mutterland Natur Gefallenen Ehre zuerkannt wird, höher gerückt. Einen Vergleich mit der sozial minderwertigen Dirne, die ja »ausgehoben« genug ist, hält bloß der Journalist aus, der seinen Geist dem ersten besten bietet. Er verschmäht es darum nicht, Denker, die ihren Geist gegen ihre Umwelt kehren, zu ihren Lebzeiten zu ignorieren und nach ihrem Tode zu zitieren. So zitiert die Neue Freie Presse — ausgerechnet — auch aus Peladan den Satz: »Die Frauen von morgen, die nicht beten werden, die Männer von heute, die Gott lästern, werden eine Zivilisation von Gesindel geben, von der die Geschichte noch kein Beispiel gesehen hat« und ruft dazu mit drei Rufzeichen: »Geschrieben 1886!!! Vor der niederschmetternden Wucht dieser Anklagen verblaßt wohl alles, was Rolland, Barbusse und andere Edle ihres Volkes heute ihrem Vaterland vorzuwerfen haben ... Und wer wagt es, bei uns so zu reden wie dieser Franzose der Sprache und Deutsche in seinem so unendlich begreifenden Empfinden?« Also darüber wollen wir uns mit der Neuen Freien Presse in keine Debatte einlassen. Aber wie ein Franzose



lange vor 1886 den heutigen Zustand seiner engern und der weiteren Welt gesehen und wie er insbesondere ihren Untergang durch die schwarze Magie geahnt hat, zeigen die folgenden Worte Charles Baudelaires <sup>1</sup>.

Man kann keine Zeitung — einerlei von welchem Tage oder Monat oder Jahre sie sei — durchblättern, ohne in jeder Zeile die Zeichen der erschrecklichsten menschlichen Perversität zu finden — direkt neben den überraschendsten Großsprechereien von Rechtschaffenheit, von Güte, von Nächstenliebe und den unverschämtesten Versicherungen bezüglich des Fortschrittes und der Zivilisation.

Jede Zeitung, von der ersten bis zur letzten Zeile, ist nichts als ein Gewebe von Schrecken, Krieg, Verbrechen, Diebstählen, Schamlosigkeit, Martern, Verbrechen der Fürsten, Verbrechen der Nationen, Verbrechen der Einzelnen: ein Rausch von allgemeiner Scheußlichkeit.

Und mit diesem ekelhaften Aperitif begleitet der zivilisierte Mensch tagaus tagein seinen Morgenimbiß. Alles in dieser Welt schwitzt das Verbrechen aus: die Zeitung, die Mauerwand und das Gesicht des Menschen.

Ich begreife nicht, wie eine reine Hand eine Zeitung anrühren kann, ohne vor Ekel zu zucken.

\*

Zivilisierte Völker, die ihr immer dumm von Wilden und von Barbaren redet, bald werdet ihr, wie d'Aurevilly sagt, »nicht einmal mehr verdienen, Götzendiener zu sein«.

\*

Theorie der wahren Zivilisation. Sie liegt nicht im Gas, noch in der Dampfkraft, noch im Tischrücken. Sie liegt in der Verringerung der Spuren der Erbsünde.

Nomadenvölker, Hirten, Jäger, Ackerbauer und sogar Menschenfresser, alle können durch Energie, durch persönliche Würde unsern abendländischen Rassen überlegen sein <sup>2</sup>. Diese werden vielleicht vernichtet werden. Theokratie und Kommunismus.

\*

... Das ausbündige Heidentum scheint nur auf einen Menschen hinzuweisen, der Heine und seine von materialistischem Sentimentalismus angefaulte Literatur zu viel gelesen hat und schlecht gelesen hat. Und da ich den Namen eines berühmten Sünders genannt habe, so kann ich hier auch eben gleich einen Zug von ihm berichten, der mich jedesmal außer mich bringt, wenn ich daran denke. Heinrich Heine erzählt in einem seiner Bücher folgendes: Sein Weg führt ihn durch wilde Gebirge an fürchterlichen Abgründen vorüber, mitten durch eine Urwelt von Schnee und Eis, und da begegnet er einem jener Mönche, die in Begleitung eines Hundes auf die Suche nach verschollenen, mit dem Tode ringenden Wanderern ausgehen. Gerade kurz vorher hatte der Autor sich den Ausbrüchen seines Voltairehasses gegen die Pfaffen überlassen.

---

1 Aus der Gesamtausgabe, Verlag J. C. C. Brunns

[KK]

2 Mohammedaner auch? Wirklich? Heute (13.05.2016) erliegt Niklas P. in Bad Godesberg seinen ihm von drei Moslems (»junge Männer zwischen 17 und 20 mit schwarzen Haaren und braunem Hauttyp«) ohne Anlaß zugefügten Verletzungen, die damit »ihre überlegene persönliche Würde« aufzeigen. Ein ortsansässiger Pfaffe spricht von »zunehmender Gewaltbereitschaft unter manchen Jugendlichen« und daß »sie sich abgehängt fühlen«. Wie im Merkelschen Lumpen—Deutschland üblich, werden sie Bewährungsstrafen bekommen.

Eine Weile betrachtet er den Menschen der Menschlichkeit, der seiner heiligen Arbeit nachgeht; es kämpft in seiner hochmütigen Seele, und nach einem schmerzlichen Zaudern resigniert er zuletzt und faßt einen schönen Entschluß: *Wohlan denn! nein! ich werde gegen diesen Mann nicht schreiben!* —

Welche Hochherzigkeit! Die Füße in behaglichen Pantoffeln, sitzt der berühmte Herr an einem guten Feuerlein, umgeben von den Hätscheleien einer wollüstigen Gesellschaft, und tut das Gelübde, daß er einem armen Teufel von Mönch, dem sein Name und seine Lästerungen ewig unbekannt bleiben werden und der gegebenen Falles ihm selber das Leben retten wird, nicht übles nachreden will! — Nein, niemals hätte Voltaire etwas derart Schmachvolles geschrieben. Dazu hatte Voltaire zu viel Geschmack; zudem war er übrigens auch ein Mann der Tat, und er liebte die Menschen.

\*

Es gibt zu tausenden Leute, die in der Literatur den »flüssigen« Stil bewundern, die Kunst, die blindlings, fast besinnungslos sich ausströmt, ohne wohlerwogenen Bedacht, aber auch ohne stürmische Ausbrüche und ohne jähe Sprünge. *Andere lesen nur das mit Genuß, was zweimal gelesen sein will.* Sie erlauben sich fast an den Schmerzen des Autors. Denn diese Werke, die überdacht und voller Qual und voller Nöte sind, enthalten den stets lebendigen Geschmack des Willens, der sie zeugte. In ihnen ist die höchste literarische Gnade: die Energie.

\*

*Die Welt geht zu Ende.* Der einzige Grund, warum sie noch dauern könnte, ist der, daß sie nun einmal existiert ...

Aber nicht eigentlich durch politische Institutionen wird der *allgemeine Ruin* sich manifestieren — oder der *allgemeine Fortschritt*: denn auf den Namen kommt es mir wenig an. Durch die Entwürdigung der Herzen wird es geschehen. Muß ich erst noch sagen, daß das Wenige, was von Politik bestehen bleiben wird, in den erstickenden Umschlingungen der allgemeinen Tierwesenheit sich kümmerlich verzappeln wird, und daß die Verwaltungsbehörden, um sich zu erhalten und das Phantom von Ordnung zu bewahren, gezwungen sein werden, ihre Zuflucht zu Mitteln zu nehmen, die unsere gegenwärtige, gewiß doch abgehärtete Menschheit erschauern machen würden! Alsdann wird der Sohn seine Familie fliehen, nicht mit achtzehn Jahren, sondern mit zwölf, emanzipiert durch seine gefräßige Frühreife; er wird sie fliehen, nicht um heroische Abenteuer suchen zu gehen, nicht um eine in einen Turm eingeschlossene Schönheit zu befreien, nicht um eine Dachkammer durch erhabene Gedanken unsterblich zu machen, sondern um ein Geschäft zu gründen, um sich zu bereichern, und um seinem verwünschten Papa Konkurrenz zu machen, als Gründer und Aktionär einer Zeitung, die das Licht der Bildung ausstrahlen wird und die den Siècle von dazumal als einen Helfershelfer des Aberglaubens hinstellen und erscheinen lassen würde ... Alsdann wird das, was noch wie Tugend aussehen wird, was sage ich, *wird alles, was nicht Inbrunst für Plutos ist, im Rufe einer ungeheuren Lächerlichkeit stehen.* Die Justiz, wenn in dieser glücklichen Zeit eine Justiz noch existieren kann, wird die Bürger verbieten lassen, die sich nicht auf den Gelderwerb verstehen. Deine Gattin, o Bür-

ger! deine keusche Hälfte, deren Legitimität für dich die Poesie ausmacht, wird fortan in die Ehrbarkeit eine tadellose Infamie einführen, und die wachsame und liebende Hüterin deines feuerfesten Schrankes wird nur noch das vollkommene Ideal des ausgehaltenen Weibes sein. Deine Tochter wird mit einer kindlichen Heiratsfähigkeit in ihrer Wiege davon träumen, um eine Million sich zu verkaufen; und du selbst o Bürger, noch minder Poet als du schon heute bist, wirst nichts dagegen einzuwenden finden; du wirst nichts bedauern. Denn es gibt Dinge im Menschen, die stärker und mächtiger werden in demselben Maße, in welchem andere sich verringern und versiechen; *und dank dem Fortschritt dieser Zeiten wird, o Bürger, alsdann von deinem Innenleben nichts dir bleiben als dein Eingeweide!* Vielleicht sind diese Zeiten uns recht nahe; wer weiß denn überhaupt, ob sie nicht schon gekommen sind, *ob nicht nur die Verhärtung unserer Natur uns hindert, die Welt, in der wir atmen, recht zu werten?*

Ich aber, der ich dann und wann das Lächerliche eines Propheten in mir fühle, ich weiß, daß ich doch nie die Milde eines Arztes in mir finden werde. Verloren in diese häßliche Welt, getrieben und gestoßen in der Menge, bin ich wie ein ermatteter Mensch, dess' Auge, rückgewandt in die Tiefe der Jahre, nichts als Enttäuschung und Verbitterung sieht, und vor sich nichts als eine Sintflut ...

Ich weiß nicht, was die Herren vom Metier von diesen meinen Worten denken werden. Doch sollen sie bestehen bleiben — nur selbst zum Male meiner Traurigkeit.

---

## Der Räuber rühmt den Wächter

[Enthüllung des neuen Schöffel—Denkmals in Mödling.] In Mödling wurde gestern vormittags das neue Schöffel—Denkmal enthüllt. *Schöffel, der als Retter des Wienerwaldes* und durch sein Wirken als Bürgermeister von Mödling *sich reiche Verdienste erworben hat*, erhielt vor Jahren in Mödling ein Denkmal, das im Jahre 1920 eine Beute von Dieben wurde. —

Sagte die Neue Freie Presse, die das ebenso bedauerlich findet wie daß ehemals der Wienerwald beinahe eine Beute von Räubern geworden wäre. Aber da auch sie sich damals reiche Verdienste erworben hat und heute so schön empfindet, ist es unerlässlich, daß ich wieder einmal den Brief zitiere, den der Retter des Wienerwaldes in Nr. 81 der Fackel veröffentlicht hat. Die Neue Freie Presse hatte sich damals bloß als Beschützerin des Wienerwalds aufgespielt, ohne Schöffels Verdienste hervorzuheben. Aber nun treibt sie die Naturfreundschaft gar bis zur Anerkennung des Mannes, der an mich geschrieben hat:

Hochgeehrter Herr!

Besten Dank für die freundliche Zusendung ihrer Zeitschrift 'Fackel', die ich, nebenbei bemerkt, seit ihrem Erscheinen lese. Ihr

Kampf gegen das terroristische, schamlose Treiben der modernen Preßpiraten ist mir sympathisch, und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg! Leider stehen Sie, so wie ich, einsam und verlassen einem übermächtigen, in der Wahl der Mittel gewissen— und ehrlosen Gegner gegenüber. — Ich bin ein alter Mann, dessen letzte Kräfte durch die Tätigkeit in einem öffentlichen Amte absorbiert werden, — sonst würde mich nichts abhalten, an ihre Seite zu treten und Ihnen in Ihrem Kampfe zu sekundieren, wie dies einst mein unvergeßlicher Freund Ferdinand Kürnberger in meinem Kampfe um den Wienerwald getan hat.

*Wenn Kürnberger heute hören könnte, daß die 'Neue Freie Presse', diese Mißgeburt August Zangs — welcher im Jahre 1873 mir gegenüber sie als eine von der Regierung konzessionierte Kupplerin jeglicher Korruption, als die unverschämteste Buhlerin aller Staatsbetrüger und Diebe bezeichnete —, sich heute, 30 Jahre nach Beendigung des Kampfes um den Wienerwald, als Beschützerin desselben, den niemand angreift, aufspielen werde, er würde die Last der Erde, unter der er schläft, sprengen, um dieser schamlosen Dirne ins Gesicht zu schlagen.* Die 'Neue Freie Presse' als Verteidigerin des Wienerwaldes, die den Staatsgüterverschleiß in Szene setzte, die den Holzabstockungsvertrag mit Moriz Hirschl und den Verkauf des Wienerwaldes als eine finanzielle Notwendigkeit patronisierte, die, als der Sturm begann, zuerst meinen Kampf totschierte, dann mich verhöhnte und als von Größenwahn befallen mich erklärte, weil ich die Kühnheit hatte, meine Artikel mit vollem Namen zu unterzeichnen, — diese 'Neue Freie Presse' erwartet von einer künftigen liberalen Majorität im niederösterreichischen Landtag ein Gesetz zum Schutze des Wienerwaldes! Risum teneatis amici! *Die alte Metze* erinnert sich der Erregung der Massen, die durch den Kampf um den Wienerwald einst hervorgerufen wurde, und versucht es nun durch eine Komödie, die Partei, der sie das Gift der Korruption eingimpft und die sie damit getötet hatte, wieder ins Leben zurückzurufen.

Vergebliche Mühe! Wenn ich noch einige Jahre erlebe, so werde ich die Geschichte des Kampfes um den Wienerwald in allen Einzelheiten, die noch nicht bekannt sind, ebenso veröffentlichen wie den fünfjährigen Kampf um die Verwendung der Waisengelder zur Pflege und Erziehung armer Waisen, der von der Presse wie auf ein Kommando totgeschwiegen wurde. Ja, diese Presse, diese Verfälscherin der öffentlichen Meinung, hat es sorgfältig vermieden, die Sanktionierung eines Gesetzes zu erwähnen, durch welches jährlich nahezu vier Millionen Kronen dem erhabensten Zwecke, nämlich der Rettung der Kinder des Elends, zugeführt werden.

Heute wie einst! Die Zeiten haben sich geändert, die Niedertracht ist dieselbe geblieben, Kürnberger, der bedeutendste Schriftsteller seiner Zeit, mußte seine Essays im 'Correspondent', den der Graf Lamezan ein obskures Winkelblättchen genannt hat <sup>1</sup>, veröf-

---

1 Graf Lamezan war damals Staatsanwalt. In einem fingierten Gespräch mit einem Engländer, der sich über allerlei österreichische Einrichtungen verwundert, sagt Kürnberger: »Da sieh' z. B. unsern eigenen Staatsanwalt an, unsern jungen Freund Lamezan, Was tut er? Mitten in einem Plaidoyer auf Verleumdung und Schmähung — verleumdet und schmätzt er selbst und nennt unsere Wochenschrift 'ein obskures Blatt, das sich Reklame machen will'. Ist das nicht hübsch? Glaubst Du, ich nehme Deine beste englische Grafschaft für diesen guten österreichischen Spaß? Aber ich weiß, woran Du laborierst. In Deinem verdammten

fentlichen, weil er in den großen Journalen keine Aufnahme fand, da er sich nicht dazu hergab, nach ihrem Takt zu spielen. Zudem vermied er es, seine Geistesperlen vor die Säue zu werfen. — Sie müssen eine eigene Zeitschrift herausgeben, um ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen; und ich werde, wenn ich mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehe, was innerhalb einer Jahresfrist geschehen wird, ähnliches tun müssen, um das von mir Erlebte zu veröffentlichen.

— — Indem ich Ihnen nochmals Ausdauer im Kampfe und einen glücklichen Erfolg wünsche, zeichne ich mich mit Hochachtung als ihr

ergebener

Schöffel.

Mödling, am 10. Juni 1901.

Wenn die Neue Freie Presse so fortfährt, so besteht noch Aussicht, daß sie einmal von mir sagt, ich hätte mir als Bekämpfer der Preßkorruption reiche Verdienste erworben.

---

## Inschrift

### DEFINITION

Was ist  
der Journalist?  
Beim Element:  
Ein unser Denken störender,  
mit unsern Ohren hörender,  
mit unsern Augen guckender,  
uns auf die Zunge spuckender,  
uns die Kopfhaut juckender,  
unsre Kultur verdruckender,  
sich unser Blut verschreibender,  
doch uns nichts schuldig bleibender,  
ja uns die Zeit vertreibender,  
uns blendender und betäubender,  
und unsre Felle reizender,  
und unsre Hölle heizender,  
unsre Nase schneuzender,  
unsern Ekel reizender,  
mit seinen Händen redender,  
aber sonst uns ganz vertretender  
Agent.

---

## Es ist ein Kreuz

englischen Schädel steckt nun einmal, hart wie ein Pfropf, der starre Begriff der *Gesetzlichkeit*, und der verdirbt Dir jede freie Aussicht auf die schöne österreichische Gotteswelt.« (»Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern!« 12. Mai 1872.)

Anm. des Herausgebers.

[KK]

das sie an das Ende einer Reihe bezahlter Notizen gesetzt haben, und sie glaubten, es werde der Anforderung des neuen Preßgesetzes genügen, aber es ist halt ein Kreuz, daß es nicht genügt und daß sie schon für eine dreitägige Praxis zu einigen Millionen Geldstrafe und zu einer Milliarde an verfallenem Annoncengewinn verurteilt wurden. So entschlossen sie sich, es zu jeder einzelnen Notiz zu setzen, denn wenn sie schon über den Rebbach von drei Wochen, über den noch judiziert werden muß, ein Kreuz gemacht haben, so wollen sie doch nicht auch für die Zukunft ein Risiko übernehmen. Aber es ist halt ein Kreuz, daß auch dieses Zugeständnis kaum genügen dürfte. Sie haben ja ab 1. Oktober das Erdenklichste getan. Zwar die Hoffnung, daß sie sich von einem Paragraphen nicht erst coram publico erwischen lassen werden, welcher der in der Welt einzigartigen österreichischen Preßschande jener als redaktionelle Meinung vorgeschwindelten Inserate beizukommen sucht, und daß sie sich, wenn es schon eines Paragraphen bedurft hat, termingemäß zur Anständigkeit bequemen werden, diese Hoffnung ist enttäuscht worden. Aber ruckweise, Schritt für Schritt, haben sie den Anspruch, von dem Betrug an ihrem Publikum zu leben, restringiert. Man kann ihnen den Schmerz dieses geradezu tragischen Verzichts nachfühlen und es müssen sich, zumal in der Neuen Freien Presse, wo noch speziell das Pietätsmoment zu berücksichtigen ist, herzerreißende Szenen abgespielt haben. Die Zeiten sind hart, wie der alte Biach einst so treffend gesagt hat, und die redaktionell geschminkten Inserate ungleich einträglicher als die, deren administrativer Ursprung auf den ersten Blick »deutlich erkennbar« ist. Aber was will man gegen ein Gesetz machen? Man probiert. Vielleicht läßt das Gesetz mit sich reden. Vielleicht ist es nicht so »deutlich«, wie der Inseratencharakter sein soll. Was erlaubt es und was verbietet es? Dem Vertreter der öffentlichen Meinung ist keineswegs verwehrt, als Sandwichesman zu fungieren, und er darf nicht nur hinten, sondern auch vorn so viele Affichen tragen als er will und Platz hat. Nur der Anschein, als ob es ihm auch ins Herz geschrieben wäre, und daß er den Passanten einreden will, die Empfehlung der Ware entspringe seiner persönlichen Überzeugung, ist seit dem 1. Oktober verpönt. Was unternimmt man nun, um einerseits die Kundschaft, die doch eben diesen Anschein überzahlt — denn in Wahrheit ist es hinausgeworfenes Geld — nicht zu verlieren und andererseits doch keinen Anstand zu haben, wenn man schon keinen Anstand nimmt, keinen Anstand zu haben? Ach, sie haben das Kreuz auf sich genommen; jene, denen man so etwas am wenigsten zugetraut hätte, und die andern, denen es bis dahin ein Symbol war, das nicht gerade als Quittung für den Empfang schmutziger Gelder in Betracht kommt. Wobei hervorgehoben werden muß, daß während die Neue Freie Presse den Lesern nur vorschwindelte, es sei ein Autorzeichen, die Reichspost es einfach als Trennungszeichen zwischen zwei Rubriken wirken ließ. Daß es eine Empfangsbestätigung war, konnte ein Sachverständiger der Branche wissen, aber kein Leser, so daß die zahlende Kundschaft immerhin über die unverminderte Wirksamkeit des Betrugs beruhigt sein mochte. Im Gegenteil konnte sogar die irgendwo versteckte Verwahrung:

Für die entsprechend dem § 26 P. G. mit + bezeichneten Artikel und Notizen übernimmt die Redaktion ausschließlich die preßgesetzliche Verantwortung

wenn sie überhaupt bemerkt wurde, noch werterhöhend wirken, da ja der Leser, der gar nicht weiß, was es mit dem § 26 und mit einer »preßgesetzlichen Verantwortung« für eine Bewandnis hat, den Hinweis auf jene eher für ein Plus als für ein Minus redaktionellen Anteils an solchen Empfehlungen halten mußte. Diese Chance schien kaum wesentlich herabgesetzt, als die Neue

Freie Presse, schon im Schatten des Gerichtsverfahrens, es über sich gewann, den Vorbehalt der Unehre noch ein wenig auszudeuten:

Für die entsprechend dem § 26 P. G. mit + bezeichneten Artikel und Notizen (*Ankündigungen und Anpreisungen*) übernimmt die Redaktion ausschließlich die preßgesetzliche Verantwortung.

Im Gegenteil war nunmehr den ältesten Abonnenten klargemacht, daß sie ausschließlich für Ankündigungen und Anpreisungen die volle Verantwortung übernimmt, was den ältesten Inserenten durchaus zusagen mochte. Nicht so leicht gab sich die Justiz zufrieden. Die Hoffnung, daß wir in Österreich leben, wo man keinen Richter brauchen wird, weil man sich, im äußersten Notfall, selbst richten kann, und wo ein Preßgesetz doch selbstredend nicht gegen die Presse angewendet werden wird, weil sie ja mächtiger ist als Parlament und Regierung und weil speziell diese sie zur Verschönerung der Situation und zur Verschleierung der Genfer Untat wie die Bevölkerung einen Bissen Brot braucht — diese Hoffnung, die im Gerichtssaal von zwei Verteidigern der Korruption ehrlich ausgesprochen werden konnte, hat sich zunächst einmal nicht erfüllt. Zwar hat sich der Staatsanwalt für die Enttäuschung entschuldigt, zwar konnte die Reichspost beziehungsweise berichten, er habe, als ihm ihr Verteidiger Mißtrauen gegen die Zeitungen vorwarf, »erschrocken unterbrechend: 'Durchaus nicht!'« gerufen, aber wir wollen denn doch hoffen, daß der Staatsanwalt sich vom ersten Schrecken erholen, im Zweifelsfalle lieber das Gesetz schützen wird als eine Mafia, die von dessen Übertretung lebt, und daß er, wenn er sich tatsächlich in Furcht und Schrecken versetzt fühlen sollte, eher auch noch wegen § 98 des Strafgesetzes vorgehen als wegen § 26 des Preßgesetzes die Verfolgung unterlassen wird. Der jesuitischen Argumentation, gerade seine Anklage wegen der mit einem Kreuz versehenen Notizen sei ja ein Beweis dafür, daß sie als Inserate kenntlich waren — wonach freilich aus dem Umstand, daß die Behörde einen Betrüger erwischt, die Untauglichkeit seiner listigen Vorstellungen erschlossen werden könnte —: eben einer solchen ist er nicht hineingefallen. Nicht einmal das Argument hat auf ihn Eindruck gemacht, daß es nicht angehe, »die Wiener Zeitungsherausgeber für einen Konvent von Verbrechern zu halten«, die Wiener Presse könne mit Stolz von sich sagen, daß sie zeit ihres Lebens für Gesetzmäßigkeit eingetreten ist, und schon der Umstand, daß sämtliche Zeitungen einheitlich vorgegangen sind, nachdem sie sich im Herausgeberverband beraten hatten, »wie sie die Textinserate einheitlich und eindeutig als solche kennzeichnen könnten«, sei der beste Beweis dafür, daß es nicht die Absicht der Zeitungen war, das Gesetz zu verletzen. Damit wars also nichts. Denn es leuchtet im Gegenteil ein, daß, wenn mehrere Räuber sich der gleichen strafbaren Handlung schuldig machen, sich eo ipso der Verdacht ergibt, daß es sich um eine Verabredung handelt, und an dem Umstand, daß sie einer Bande angehören, deren einheitlicher Weisung sie gefolgt sind, könnte höchstens das Geständnis als strafmildernd in Betracht kommen. Es ist halt ein Kreuz. Aber die Zeitungen, die, wie wir im Gerichtssaal auch vernommen haben, »von außerordentlich hochstehenden Männern geleitet werden«, haben ja nun, im Banne des Risikos, Schritt für Schritt dem Gewinn zu Gunsten der Sicherheit etwas vergeben. Und schon am Morgen des Gerichtstags bekannte die Neue Freie Presse:

Zur Beachtung!

Entgeltliche Ankündigungen und Anpreisungen (§ 26 P. G.) sind durch + gekennzeichnet.

Tagsdrauf jedoch — und während sie ausführlich über die Verurteilung der Konkurrenz berichtete und flüchtig die »analogen Urteile gegen die Neue Freie Presse usw.« erwähnte — schüttete sie ein Füllhorn von Kreuzen über ihre Spalten aus und man erkannte, geblendet von den Zeichen und Wundern, die sie tat, ein wie geringer Teil ihres Textes im Grunde doch unbezahlt ist. Diese Aufklärung, um die sich die liberale Presse nie gerissen hätte, ist einem fortschrittlichen Gesetz zu verdanken, das eine verschärfte Kontrolle des Zeitungsstriches vorschreibt und sogar Büchleinsicht ermöglicht. Mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, schlug sie fortan, so oft sie Geld nahm, das Kreuz, teils damit es ihr fromme, teils um den Staatsanwalt zu bannen, und ein Statistiker hat ausgerechnet, daß sie es am Sonntag, den sie allerdings besonders streng hält, 115mal getan hat. Aber eine innere Stimme sagte ihr, daß es noch nicht genüge. Es entspann sich ein Seelenkampf, der in der Geschichte des Annoncenwesens beispiellos ist, und man soll die Schreie der in die Enge getriebenen Gewinnsucht bis auf den Schottenring gehört haben, wo sich nicht nur die Börse, sondern auch die Polizeidirektion befindet. So entschloß sie sich denn — und die Schande dieser Besserung ist wahrlich größer als die Schande dieses Lebens und des Versuchs, sie zu verschleiern, und das letzte Revolverblatt in Amerika würde ein solches Bekenntnis erzwungener Ehrbarkeit nicht überleben —, so entschloß sie sich, in äußerster Bedrängnis, zu diesem Schritt:

#### Zur Beachtung!

Die *in den folgenden Rubriken* mit + bezeichneten Mitteilungen sind entgeltliche Ankündigungen. (§ 26 P. G.)

Aber man darf eben nicht generalisieren, und wenn die Neue Freie Presse sich nicht demnächst zu einer genaueren Bezeichnung der Artikel entschließt, die nicht bezahlt sind — was ja weniger umständlich wäre —, so wird sie schon ein Mittel finden müssen, um mit restloser Selbstentblößung auf die Stellen zu zeigen, wo sie sterblich ist, und dem Leser jeden einzelnen inserierten Artikel als solchen zu verdeutlichen. Was würde die Neue Freie Presse zu einer H..., nicht genannt soll sie werden, sagen, die sich dafür, daß sie so tut, als ob sie's umsonst täte, was draufzahlen läßt? Was soll eine ehrliche Hure von einer P.... denken, die desgleichen tut, aber dazu die Unverschämtheit hat, zu tun, als ob sie nicht so täte, sondern durch Bekreuzigung einbekennte, daß sie's nicht umsonst tut? Wohl, die Handlung war nicht umsonst, aber die Pantomime war vergebens. Denn solange Annoncen als mit Autornamen gezeichnete Feuilletons, als signierte Schmucknotizen, als Impressionen, Nachrichten oder Telegramme, also mit allen Attributen und Beglaubigungen einer fingierten Meinungswelt verkleidet sind, wird der einträglichen Illusion keine Finte von einem Zugeständnis im Wege stehen, durch das zwar noch der Staatsanwalt düpiert werden soll, aber der Leser nicht aufgeklärt wird. Dieser soll durch den Text, jener durch das Zeichen getäuscht werden. Überflüssig zu erwähnen, daß nicht einmal alle Textinserate bisher auch nur dieses trugen (das Kreuz, das es halt ist) und daß man erst durch eine Vergleichung der Blätter desselben Tages herausbringen konnte, daß eine Notiz, hier bezeichnet, dort unbezeichnet, in beiden Fällen ehrlich bezahlt war. Aber man darf da nicht ermüden und wenn je gegen einen Feind das Durchhalten Gebot war, so ist es hier der Fall, für diese Kraftprobe des Staates gegen die Preßgewalt, damit er nicht, von seinem ersten Erfolg geschwächt, vor ihrem Vertrauen auf den schließlichen Endsieg kapituliere. Hier gilt es einmal ein Prestige zu behaupten, ungleich wichtiger und wesentlicher als jenes, für das ein Krieg und



ein Reich verloren wurden, und hier ist nur Mut ohne Blut vonnöten und nur die Ausdauer im Ultimatum gegen jene Großmacht, die das größere Opfer auf dem Gewissen hat. Dieser Krieg ist wahrlich ein Prozeß der Läuterung und Reinigung. Er wird eine Renaissance österreichischen Denkens und Handelns heraufführen. »Auskehren mit eiserner Faust!« Die Reichspost, die Gott danken kann, daß sie nicht auch wegen Religionsstörung angeklagt wurde, hätte nie gedacht, daß man in einem Österreich, welches von ihren Angehörigen regiert wird und wo die Kreuzelschreiber die Majorität bilden, wegen solcher Lappalien verurteilt werden könne. Sie ist aber auch ein Opfer ihrer kreuzbraven Dummheit geworden, als sie, weit entfernt die Verwendung des ihr heiligsten Zeichens für den profansten Zweck zu verabscheuen, sich mit Humor gegen jene wandte, die entdeckt hatten, daß dadurch mindestens das Preßgesetz übertreten sei:

*Das Inseratenkreuz.* »Preßkorruption«, »Schande der Wiener Presse«, »man kann sich keine größere Unverschämtheit vorstellen«, »unverschämte Verhöhnung eines Gesetzes«, »raffinierte Korruptionstücken«, »Gipfel der Frechheit« und so fort. Ja was ist denn los, was ist denn geschehen, daß sich die »A.—Z.« durch zwei lange Spalten hindurch derart austoben muß? *O, nichts weiter, als daß die Mehrzahl der Wiener Blätter, um der Forderung des neuen Preßgesetzes, daß bezahlte Ankündigungen in einer Zeitung als solche deutlich zu erkennen sein müssen, zu genügen, sich entschlossen hat, als Erkennungszeichen ein Kreuz zu wählen.* Man denke, ein schlichtes einfaches Kreuz in einer Zeit, wo die Partei der »A.—Z.« dieses nicht einmal mehr in der Schule dulden möchte! Ja, wenn es wenigstens ein fetter Strich oder ein Stern oder ein Dreipunkteverputz wäre! *Aber ein Kreuz. Holt die Polizei!*

Und solches gegen jene, denen die Verwendung des Kreuzes zu Korruptionszwecken, bei der christlichen Presse wie bei der heidnischen und jüdischen, ein Ärgernis ist! So kreuzfidel und ahnungslos war der Zeitungschrist noch nie. Es ist ein Tiefpunkt der Erniedrigung, zu dem wohl nur vollkommene Bewußtlosigkeit gelangen konnte oder jene Technik, die, aus Arglist und Stupidität gewonnen, jeden Gedankengang unfehlbar verhatscht. Aber »der Forderung des neuen Preßgesetzes zu genügen« ist ihr beiweitem nicht gelungen. Und es wäre wohl wünschenswert, daß von den Religionsfeinden als Schulgebet eines geduldet werde, welches Gott darum bittet, daß er den Staatsanwalt stärken möge in seinem Entschluß, auf Befolgung des Gesetzes zu dringen. Auf daß er nicht zu jenem Kreuz krieche, welches die Presse beider Konfessionen »als Erkennungszeichen gewählt« hat, sondern im Gegenteil ihre Pläne durchkreuze. Denn dieser Staat steht wahrlich jetzt seine größte Krise durch. Nicht darin, daß er im Begriffe ist, seine Ehre an den Meistbietenden zu verkaufen und jene Schmach zu tragen, zu deren Hinwegleugnung er tatsächlich die Presse braucht; — von sieghaften Feinden in Sklaverei geführt zu werden oder sich um diese zu bewerben, das hats in der Weltgeschichte schon gegeben. Aber daß ein Staat sich zum Gefangenen seiner Presse machen sollte und zwar so, daß er zur unabänderlichen kulturellen Wehrlosigkeit die vollkommene soziale Abhängigkeit eingeht und zum deutlich erkennbaren Zeichen, also ganz wie es das Gesetz verlangt, dessen offene Verhöhnung ungestraft läßt — das wäre eine Neuerung, durch die wohl die Hoffnungslosigkeit, innerhalb seiner Grenzen zu leben, ein für allemal besiegelt wäre. Ich würde über ihn ein Kreuz lachen.

## Briefe von Kurt Eisner und Gustav Landauer

Groß—Lichterfelde, 1. II. 06  
Boninstr. 3

Sehr geehrter Herr!

Legen Sie es nicht einer Unhöflichkeit, ja nicht einmal der bei uns überlasteten Menschen üblichen Briefbummelei zur Last, wenn ich Sie so lange auf meine Antwort warten ließ. Der Grund des Zögerns war vielmehr meine Unschlüssigkeit, die mich die Entscheidung von Tag zu Tag verschieben ließ.

Ihr freundliches Anerbieten hat für mich manches sehr Verlockende. Dennoch bin ich zu dem Ergebnis gekommen, es abzulehnen.

Aus zwei Gründen:

Einmal glaube ich sind unsere Anschauungen — ich bin nun einmal fractioneller Sozialdemokrat — doch zu sehr von einander abweichend, als daß wir uns, selbst Ihre große Toleranz vorausgesetzt, auf die Dauer vertragen möchten. Überdies beziehen sich unsere Differenzen auch auf künstlerische Dinge und allgemeine Kulturauffassungen, selbst auf redactionelle Probleme.

Zweitens aber, und das ist für mich entscheidend, hege ich eine unbegrenzte Hochachtung für unsere oesterreichischen, insbesondere unsere Wiener Parteigenossen, die Sie gern gelegentlich sticheln. Das ist ihr gutes Recht. Aber mir scheint es tactlos, an einem ausländischen Organ mitzuarbeiten, das meine Parteigenossen zum Gegenstand seiner Polemik macht. Wir gemeinsamen Vertreter einer großen und schweren Aufgabe müssen zusammenhalten, selbst auf die Gefahr hin, daß uns der Vorwurf der Intoleranz und Kleinlichkeit trifft.

Darum muß ich mich leider mit dem aufrichtigen Dank für Ihr freundliches Anerbieten begnügen.

Hochachtungsvoll  
Kurt Eisner

Hermsdorf (Mark), den 4. Oktober 1906

Herrn Karl Kraus  
Herausgeber der »Fackel«

Wien

Sehr geehrter Herr,

Sie waren so freundlich, mich vor einigen Monaten durch Erich Mühsam auffordern zu lassen, an der »Fackel« mitzuarbeiten. Das hat mich sehr gefreut, da ich dadurch mein Gefühl der Zusammengehörigkeit, was gemeinsame Feinde und gemeinsame Liebe angeht, bestätigt zu sehen glaubte. Leider konnte ich ihnen aber nichts geben und schreiben: ich war, um geistig meine Unabhängigkeit zu wahren und doch leben zu können, Buchhändler geworden und kam nur ganz selten zur Arbeit, wo ich dann sehr langsam und sehr con aniore an einem größeren Werke schrieb. Nun vor wenigen Tagen habe ich diese Stellung aufgegeben, plötzlich, weil ich es schon lange nicht mehr aushielt. Es gilt nun, mir schnell die Mittel zu schaffen, damit ich am Schreibtisch sitzen

kann. Ich will daher von dem eben erwähnten Werk ein zusammenhängendes Bruchstück drucken lassen und biete es ihnen hier an. Ich lasse keinen Zweifel darüber, daß ich auf diese Arbeit großen Wert lege, und glaube auch sicher, daß Sie ihre Bedeutung würdigen werden.

Bei dem Umfang der Arbeit und ihrer starken Konzentriertheit werden Sie das Honorar von 200 Mark, um das ich im Fall der Annahme bitte, nicht zu hoch finden. Die Arbeit kann, wenn es sein muß, gut geteilt werden und also in zwei Heften erscheinen <sup>1</sup>; lieber wäre mir freilich, wenn alles beisammen bliebe.

Ich bitte Sie, mir ihren freundlichen Bescheid recht bald zukommen zu lassen.

Mit besten Grüßen

Ihr sehr ergebener

Gustav Landauer

---

## Inschrift

### GENUA

Viel Schwatzen und Schmausen und Lungern  
und Laufen und Saufen durch Wochen  
in diesem lachenden Lenz.  
Und nur *eine* Wahrheit gesprochen:  
»Die Völker Europas hungern  
nach dieser Konferenz.«

---

## Krieg, Menschheit, Zeitungen

VON KARL JULIUS WEBER (DEMOKRITOS)

Gesprochen am 16. Dezember 1917 und am 8. Oktober 1922

Ein junger Freund, der am 4. November 1917 für den deutschen Export gefallen ist, hat in dem Erdloch, in dem er auf den Tod gewartet hat, Gedichte geschrieben und die Gutachten deutscher Geister über Deutschland gelesen, solcher, die Jahrzehnte vor dem heutigen Zustand dahingegangen sind. Unter seinen Aufzeichnungen hat man eine, die er mir zugeordnet hatte, gefunden. Es sind die folgenden Sätze des außerordentlichen, schmählich unterschätzten Karl Julius Weber (Demokritos), der 1767 geboren und im Todesjahr Goethes gestorben ist. Von den Mächtigen dieser Erde hat er gewußt, daß sie das Schießpulver zwar nicht erfunden, aber gern angewandt haben, und man wird auch sehen, daß er die Dummheit der Regierten erkannt hat, gerade für die, welche keinen Schuß Pulver wert sind, so viele abzugeben und zu empfangen. Vom Gas hatte er noch keine Ahnung. Man wird aus dem Folgenden erfahren, wie der Philosoph über die Entwicklung der todbringenden Waffe im allgemei-

<sup>1</sup> Auch dies war leider nicht möglich. Welche Arbeit es war, ist nicht mehr feststellbar. [KK]

nen und der Presse im besondern gedacht hat, ohne sie erlebt zu haben, und wie schön die deutsche Welt dem Geist schon damals erschienen ist.

Die sieben Posaunenengel der Offenbarung sind Zeitungsschreiber, und Äolus ist ihr Patron; sie leben vom Kriege, wie der Windmüller vom Winde: geht keiner, so kann er nicht mahlen, und des einen Unglück ist des andern Glück: muß der Windmüller die Hände in den Schoß legen, so hat der Wassermüller desto gesegnetere Zeiten, und hat der Zeitungsmacher keine Lügen, so werden die Makulaturgewölbe desto leerer, denn man liest dann desto mehr Romane und Komödien.

\*

Johnson setzt Zeitungsschreiber neben die Gesandten und nennt beide privilegierte Lügner, jedoch mit einem Unterschied, der jenen die Ehre wieder nimmt: der Gesandte ist ein Mann von Talent, abgesandt, auswärts zu lügen für das Wohl seiner Nation; der Zeitungsschreiber aber ein Mann ohne Talent, der zuhause bleibt, um zu lügen für seinen eigenen Beutel.

\*

Der bleibende Nachteil der Zeitungen scheint mir der, daß sie Geschichtsfakta nicht bloß besudeln und entstellen wie Harpyien, sondern der Geschichte wie Henker Hals, Arme und Beine knebeln, abschneiden, ansetzen und Klio zum wahren Scortum triobolare machen, die an der Straße sitzt und sich dem ersten besten für ein Stück Brot an den Hals wirft.

\*

Die rechten Zeitungsleser glauben, daß Soldaten und Matrosen nur da seien, sich zu würgen, damit sie etwas zu lesen haben; wozu sind sie im Frieden?

\*

(Wie er der Parole »Nie wieder Krieg!« präludiert hat:)

»Keine Zeitung mehr!« wäre ein Donnerruf, wie der des Erzengels der Offenbarung: »daß hiefüro keine Zeit mehr sein soll.«

\*

Pfeffels Charon, der lange nicht wußte, was er aus einem gewissen Schatten machen sollte, der ihm sagte:

Ich habe Jahre lang die ganze Welt regiert,  
Mein Machtwort hat die Toten auferweckt  
Und Legionen hingestreckt;  
Wo ist ein Krieg, den nicht mein Arm geführt?  
Er setzte Kronen auf und machte Thronen wanken;  
Mein Finger zeichnete dem Weltregierer Schranken,  
Und mein geweihtes Ohr beherrschte die Gedanken;  
Was niemand sah, ja selbst was *nie* geschehen,  
Das alles hat mein scharfes Aug ersehen —

ist ein bißchen zu grob, oder düsterer Laune, wenn er diesem Manne antwortet:

Ich hielt, sprach Charon, dich für einen *Eselstreiber*,  
Allein nun merke ich, du warst ein *Zeitungsschreiber*.

\*

Manche unserer Journalisten machen es wie die Londoner Gauner, die sich in den Straßen prügeln, während ihre Genossen die Gaffenden ausplündern, oder gleichen jenen beiden Quacksalbern,

die einverstanden übereinander räsionierten: der eine tadelte am andern alles, nur nicht seine Pillen, zur Steuer der Wahrheit; der andere tat gleiches, nur mußte er dessen Balsam loben zur Steuer der Wahrheit. Und so verkauften beide Pillen und Balsam mit Vorteil.

\*

In den Zeiten, wo die Menschen die Tiere für ihresgleichen nahmen, sie sogar verehrten, da Götter Tiergestalten annahmen, der Glaube an Seelenwanderung feststand und Pythagoras Lehre von der Enthaltung alles Fleisches, wo Aesop die Tiere reden ließ, und selbst der Baum Leben hatte in den Dryaden und Hamadryaden, was ihn besser schützte als Strafe auf Baumschänder: in diesen Zeiten waren die Tiere glücklicher als in den Tagen der Aufklärung.

\*

Man liebt die Tiere desto mehr, je älter man wird, und je mehr man sich überzeugt hat, daß alle Tiere zusammengenommen nicht so boshaft, schlecht und stinkend sind als das Menschentier.

\*

Tiere wie Menschen haben unter sich Dummköpfe und Genies, und wenn Menschen Engel werden können, warum sollten Tiere nicht wenigstens Menschen werden können? Ob sie aber eine Ehre darin fänden? Ob ein in die Ewigkeit parforcierter Hirsch dort es als Ehre ansehen wird, als erlauchter Parforcejäger aufzutreten, und mißhandeltes Geflügel, Fische und Krebse als Koch und Köchin?

\*

Alle Tiere, die sich verkriechen, verkriechen sich nicht vor ihresgleichen, sondern vor dem Feinde: die Maus vor der Katze, die Katze vor dem Hund, das Huhn vor dem Geier; aber wir, wir brauchen Burgen und Mauern, führen Kanonen auf die Wälle und unterhalten Armeen. Wenn Tiere uns fragen könnten, wozu?, wie beschämend wäre die Antwort: »Gegen unsersgleichen!« Die Tiere beobachten weit mehr moralische Gleichheit des Geschlechts, und nie hat das stärkere Männchen das schwächere Weibchen zur Sklavin gemacht ... Die Tiere befolgen selbst das schwerste Gebot Jesu: »Liebet eure Feinde«, sie lieben die Menschen; der halb lahmgeprügelte Esel, der parforcierte Hirsch, das Lamm auf der Schlachtbank, der Hund unter dem Messer des Anatomen, das Pferd auf den blutigen Feldern der Menschenschlachtung sehen ihre Henker mit dem Blicke der Geduld, Wehmut und Freundlichkeit an, der hier verschwendet ist. Tiere verlieben sich sogar in Menschen und sterben, wenn ihre Geliebten sterben, wie wir sichere Zeugnisse von Hunden, Affen und Katzen, und selbst von Gänsen haben. Wenn Tiere, wie Orientalen, philosophierten, ob sie wohl Tierseelen in Menschen wandern ließen, wie wir umgekehrt? — Ich zweifle.

\*

Wir fabelten einst viel von Pflichten gegen Gott, der unserer Pflicht nicht bedarf, und vergaßen darüber die besser angelegten Pflichten gegen uns, gegen unsere Mitmenschen, vorzüglich aber gegen unsere mißhandelten Mitgeschöpfe; denn alle drei wären schwerer zu erfüllen gewesen, als die gegen den Unbekannten.

\*

Krieg, Krieg ist ein Zentnerwort, die Geißel der Menschheit und der Völker, der Antichrist aller Vernunft, wenn auch nicht selten die Ernte der Großen, der Minister, der Generale, Lieferanten und Juden. Die Geheimnisse der erhabenen Kriegskunst scheinen mir in den Worten zu liegen: Menge, Rindfleisch, Branntwein, Geld und Plünderung, Angriff, Mord, Nachsetzen der Husaren; doch ich bin nicht martialischer Natur, scheue selbst den Federkrieg, und daher sind mir hochehrwürdig die Namen Fleury und Walpole, diese Minister des Friedens. Krieg ist nur glänzend in den Zeitungen und in den Büchern der Geschichte, so wie etwa ein wohlgeordnetes Mahl im Speisesaal; aber wenn es schmecken soll, gehe man ja nicht nach der Küche. In der Nähe und im Anblick der einzelnen Greuel ist Krieg das Schandgemälde der Menschheit, und wenn man erst die Geschichte kennt!

\*

In den Schlachten der Menschen entscheidet nicht mehr das Messer, wie beim Metzger, sondern das Pulver; die Soldaten sind nicht mehr Streiter, sondern Opfer jener Pulvermaschinen. Ein menschenfreundlicher Feldherr denkt zur rechten Zeit an Schonung seiner Scharen, eine Kriegsgurgel, wie der Korse, ruft aus dem Haufen der Erschlagenen: Vorwärts! Vorwärts!

\*

Zweihunderttausend schöne rüstige Männer, im Angesicht der Sonne, ohne allen Haß gegen einander, stürzen auf Befehl von zwei Männern, ihresgleichen, wie Rasende los auf einander; es fliegen Kuriere, die Häuser werden beleuchtet, die Glocken geläutet, das Te Deum erschallt in den Kirchen, die Wohnungen erschüttern Bacchanalien, die Zeitungsbudens werden bestürmt, und schmetternde Postillone blasen ihre Evangelien: »daß 10.000 Feinde erschlagen und nur 4000 Freunde geblieben, und etwa im ganzen 15.000 verstümmelt seien«. Man vergißt, daß Eltern, Weiber, Kinder um sie weinen, daß tausend Niedergeschmetterte sich nur noch nach einem Tropfen Wasser sehnten, Tausende vielleicht lebendig in die Gruben geworfen worden sind; wir vergaßen, alles über das Te Deum, das eher ein Te diabolum und de profundis der Völker ist. Die Briten verkündigen einen Sieg bloß durch Kanonen, ohne Te Deum, bloß die Kanonen brüllen, wie auch der Löwe brüllet über seinem blutigen Raube.

\*

Unsere Eroberer haben ihre getreuen Untertanen regimenterweise verschlungen; Wilde fraßen nur einzelne Feinde, und was ist der Eroberer? Für die Eroberten ein Gegenstand des Jammers und Abscheues, und für den Denker ein verächtlicher Schneider vor dem Herrn, der Provinzen zusammenflickt, deren Naht nur so lange hält, als das blutende Untier über die Erde hinzieht.

\*

Die Duelle. sind seltener geworden, seit das Degentragen nicht mehr allgemeine Mode ist; stehende Heere sind stets entblößte Degen; Könige, die den Krieg lieben, sind Chirurgen, die an einem Tage zwanzigtausend Aderlässe verrichten, mitten in der gebildeten Welt, statt aus den Flegeljahren der Gewalt in die männlichen Jahre des Rechts und der Vernunft überzutreten.

---

## Wilhelms Autorschaft

Amerika hat also, wie man jetzt weiß, das bessere Geschäft zu machen geglaubt, indem es anstatt Wilhelm II. auf Jahrmärkten dressiert vorzuführen, ihm seine Memoiren abkaufte. Ob es damit aber auch die größere Sensation eingekauft hat, ist schon nach den ersten Kapiteln recht zweifelhaft. Denn daß sich Wilhelm selbst dressiert vorführen werde, als einen solchen Ausbund von Friedens—, Volks— und Arbeiterkaiser, als ein imperialistisches Waserl, dem der Vater zu früh gestorben war und dem man alle Reden, Depeschen und sonstigen weltaufreizenden Dummheiten souffliert und aufgezwungen hat, als einen Mann, der gegen Bismarck auftrumpfen konnte, um Vernünftiges durchzusetzen, aber vor Hohenlohe zurückwich, um einen Unsinn zu begeben, als einen Monarchen von jedermanns Gnaden, der, wenn er was dawider gehabt hätte, zerschmettert worden wäre — das war denn doch nicht zu erwarten und bietet zwar die Sensation einer Überraschung, die sich aber sogleich auf ein Moment von allerhöchster Nüchternheit reduziert. Denn der außer mit dem sozialen Öl auch mit allen andern Salben Gesalbte hat sich an den Amerikanern nicht nur dadurch für seine Niederlage gerächt, daß er ihnen ein Dollarvermögen abknöpfte, sondern auch durch eine Leistungsprobe von Humbug, die geradezu das amerikanische Nationalbewußtsein beschämt. Harper Brothers glaubten, daß er, dessen literarische Fähigkeit bis zu Interjektionen und Randbemerkungen reicht, ihnen über den Exzeß seiner Regiererei etwas schreiben werde: und er hat einen seiner altgedienten Speichel-lecker beauftragt, den amor und die deliciae humani generis abzukonterfeien, als die er zeitlebens eben diesen erschienen war. Er hat einen Kaiser unter-schieben lassen, der in der Phantasie dieser Sorte gelebt hat und den mit den Attesten einer Legion toter Staatsmänner zu beglaubigen einem halbwegs geschickten Thronschlieferl nicht mißlingen konnte, umsoweniger, als der größte Kronzeuge gegen eine unzurechnungsfähige Null bekanntlich auch schon tot ist. Er hat also Amerika hineingelegt und wenngleich man den Zimmermann kennt, der das Loch gemacht hat, so muß man in Anbetracht der investierten Summen doch so tun, als ob man Memoiren Wilhelms in Händen hätte. Schließlich ist ja Wilhelm insofern doch der Autor, als er das Honorar bekommt, und schon diese Sensation ist ihr Geld wert. Seine Getreuen haben ihn gegen die Vorwürfe, die ihm der pure Literatenneid aus der Höhe dieses Honorars gemacht hat, in Schutz genommen, indem sie erklärten, daß das Honorar »dem Rang und der Stellung des Autors durchaus angemessen« sei. Die tiefe Unsauberkeit, die eben darin liegt, daß Wilhelm, der ja als Autor überhaupt keinen Rang einnimmt, aus seiner politischen und gesellschaftlichen Stellung Kapital schlägt, daß er nicht das Talent, sondern den Stoff verkauft und einen, aus dem eine Weltragödie wurde — es liegt wohl im Wesen eines »Getreuen«, das nicht zu spüren und zur Ehre seines Monarchen länger zu stehen als dieser selbst. Doch mit weit besserem Recht könnte einer Fürstin, die sich heute im Bordell prostituieren würde, zu der Bewertung ihrer persönlichen Vorzüge ein Preiszuschlag aus dem früheren Beruf resultieren als dem vazierenden Monarchen, der zur Presse geht. Freilich hat das auch auf diesem Weg folgende Gefolge erklärt, daß »ein großer Teil« des Riesen-honorars wohltätigen Stiftungen zugedacht sei, ohne aber diese genauer zu bezeichnen und ohne vor Scham bei dem Gedanken zu vergehen, daß ein kleiner

Teil in die Tasche ihres Kaisers fließt. Auch dürfte, wenns wahr ist, die Einteilung getroffen sein, daß er die paar hunderttausend Dollars, Francs etc. behält, während er die Millionen Mark und besonders Kronen, die er von reichsdeutschen und österreichischen Blättern bezieht, dem wohlthätigen Zweck überläßt. Eben jene Komparserie von Generalen, die ich in der vielumstrittenen Szene der »Letzten Tage der Menschheit« der handgreiflichen Gunstbeweise ihres Abgotts teilhaft werden lasse, hat neulich auch gegen Verleumdungen der Majestät durch die amerikanische Sensationspresse Protest eingelegt. Aber abgesehen davon, daß das Tollste, was über Wilhelm erfunden werden kann, auch nicht annähernd an die pathologische Wirklichkeit hinanreicht, dürfte es schwer fallen, die Ehre eines Kaisers gegen eine feindliche Presse zu verteidigen, der er sie selbst verkauft hat und der man zuallerletzt die Sensation verübeln kann, den eigenen Mitarbeiter zu beleidigen und den Mann, der ihre Autorhonorare in Empfang nimmt, nicht glimpflicher zu behandeln als zu der Zeit, da sie bloß seine Generalstabsberichte abdruckte. Daß die deutsche Menschheit diesen Kaiser ertragen und erst einen verlorenen Weltkrieg gebraucht hat, um ihn loszuwerden, wie daß dieser nicht schon längst ausgebrochen war, ist gewiß eine der Abnormitäten, durch die sich das kulturelle Leben unseres Planeten aus der Schöpfung heraushebt. Und daß es Schichten der deutschen Bevölkerung gibt, die diesem Kaiser auch dann noch Tränen nachweinen, wenn sie erfahren, daß er von der feindlichen Presse eine Kriegsentschädigung bekommt, ist sicherlich ein Zeichen jener nationalen Bewußtlosigkeit, die als Verlassenschaft eines pathologischen Imperiums zurückgeblieben ist. Daß aber deutsche Monarchisten die Schande überleben, ihren Kaiser als bezahlten Mitarbeiter des Berliner Lokalanzeigers und der Neuen Freien Presse zu sehen, ist schlechterdings unfassbar. Die Zeitungen wissen nur zu genau, daß diese Akquisition noch immer geeigneter ist, ihr Ansehen bei den Lesern zu erhöhen als das ihres Mitarbeiters herabzusetzen, und unterlassen es nicht, jenen zu erzählen, wie teuer ihnen Wilhelm II. ist und daß sie sich diesen Abonnentenvorspann etwas kosten lassen mußten. Die Kölnische Zeitung sagt:

Trotz der schwierigen Lage der Presse hat der Verlag ein beträchtliches *Opfer* gebracht, um den Lesern der Kölnischen Zeitung ein Werk zu bieten, an dessen großer geschichtlicher und menschlicher Bedeutung kein Zweifel bestehen kann. Neu hinzutretenden Beziehern wird etc.

Warum aber sollte ein Kaiser, der seiner Nation so teuer zu stehen kam und ihr größere Opfer abverlangt hat als je einer seiner Berufsgenossen, nicht auch von seiner Presse mindestens jene Opfer fordern, die er sogar der Presse seiner Feinde auferlegt? Und er, der viel aus seinen Erinnerungen heraus schlägt, wird sich wenig daraus machen, daß sie ihm jenes so deutlich unter die Nase reiben. So spricht sich August Scherl G. m. b. H., zu dessen Verlag ja Wilhelm II. schon in seiner Regierungszeit inkliniert hat, über die Teuerung mit einem Satz aus, in dem die Seele des deutschen Kommis, wie sie leibt und lebt, aufgemacht erscheint:

Daß die Erwerbung des sensationellen Buches nur *unter großen materiellen Opfern* möglich war, möchten wir nicht unerwähnt lassen. Unsere Leser wollen daraus von neuem ersehen, wie wir auch unter den überaus schwierigen Verhältnissen der *Jetztzeit* bestrebt sind, den 'Tag' *auf voller Höhe* zu halten, getreu unserem stets sichtbar zum Ausdruck gebrachten Prinzip, daß für unsere Leserschaft *das Beste gerade gut genug ist*.



Es mag zweifelhaft sein, ob die Denkwürdigkeiten Wilhelms II. das Beste sind; gewiß aber sind sie für die Leser des Verlags Scherl gut genug. Diese dürften auch ohneweiters überzeugt sein, daß Wilhelm der Autor seiner Denkwürdigkeiten und mit der Lichtgestalt, die sie vorführen, identisch ist. Nie wird ihnen die Überzeugung beizubringen sein, daß die Denkwürdigkeiten des Kapitäns zur See Persius<sup>1</sup> und somit das Stück Biographie, das ich ihrem Kaiser gewidmet habe, echter sind. Aber weit eher dürften doch alle Schlechtigkeiten und Dummheiten, die er während seiner Regierungszeit getrieben hat, von ihm selbst stammen als seine Erinnerungen an diese. Einigermaßen glaubhaft sind sie nur dort, wo sein Interesse für Kolonien und Marine in Erscheinung tritt. Das Animo, mit dem er die Erwerbung von Groß—Popo und Klein—Popo<sup>2</sup> schildert — ja, da dürfte er selbst Hand angelegt haben!

---

## Für die Neue Freie Presse existiert keine Judenfrage

Zu den Tagebüchern Theodor Herzls, der nach seinem eigenen Bekenntnis nicht wußte, ob aus seinem Ideal ein Königreich oder ein Roman würde und der in der Wartezeit bis zur Vollendung des einen oder des andern Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der Neuen Freien Presse gewesen ist, stellt sich diese, nachdem sie die Bestrebungen des lebenden Mitarbeiters totgeschwiegen hat, nunmehr wie folgt:

Er<sup>3</sup> sieht sich vor einen Gewissens— und Daseinskonflikt gestellt, da die Herausgeber der »Neuen Freien Presse« ihn darüber keinen Augenblick im unklaren lassen, daß es *für dieses Blatt in Gesinnungsfragen kein Paktieren und kein Transigieren gebe*.

Wie lasse ich dem Mädchen, das auf dem Schoß des Schiebers sitzt, antworten?

»Ich geh doch nicht mit jedem Herrn — «

»E Neuigkeit, das hört ma gern.«

Also wie verhielten sich die Herausgeber, die die zionistische Bewegung nicht nur nicht unterstützten, sondern auch als politische Tatsache ihren Lesern verheimlichten:

Sie kennzeichnen ihren Standpunkt dahin, daß *für die »Neue Freie Presse« keine Judenfrage, sondern nur eine Menschenfrage existiere*. Herzl aber scheut davor zurück, sich von der »Neuen Freien Presse« zu trennen: »Ich würde aus Dankbarkeit für die »Neue Freie Presse«, die meine Karriere, wenn schon nicht machte, so doch ermöglichte, am liebsten mit meinen jetzigen Freunden gehen.«

Aber da er ihnen sein Ideal nicht opfern kann, stellt er ihnen wenigstens sein Talent zur Verfügung.

Er erzählt an verschiedenen Stellen seines Buches, wie unser großer und unvergeßlicher Führer Moriz Benedikt, dem er nachrühmt, daß er mit seinem *»leuchtenden Verstand«* sofort seine Gedanken *in allen ihren Auswirkungen erfaßt* habe, unerschütterlich

---

1 Lothar Persius, deutscher Marineoffizier, † 1944. s. a. Heft 531 »Innsbruck«

2 Tado im heutigen Togo, früher als Groß-Popo bezeichnet. Klein-Popo dagegen war die südwestliche Außenprovinz des Königreiches Popo mit der gleichnamigen Hauptstadt Klein-Popo, heute Aného. (Wikipedia)

3 Er - Herzl selbst

darauf beharrte, daß die »Neue Freie Presse« auf dem deutsch-liberalen Standpunkt bleibe ...

Wie schwer Herzl durch diese entschieden ablehnende Haltung getroffen worden sein mag, man *ersieht deutlich* aus seinen Aufzeichnungen, *in welcher hohem Grade* er solche, auf politischer und *wirtschaftlicher Überzeugung* begründete Gegnerschaft der billigen Oberflächlichkeit des Straßenjungenwitzes vorzog, welche letzterer ihm natürlich gleichermaßen nicht erspart blieb und ihn immer aufs neue bis ins Innerste erregte.

Damit dürfte dieser Sprudelgeist den Nagel abgeschossen oder vielmehr den Vogel auf den Kopf getroffen haben und auf eine alte Polemik von mir anspielen, dieser interessante Julian, der seinerzeit wegen einer ähnlich unschuldigen Bemerkung, mit der er mich hinterher »nicht gemeint« haben wollte (ja wenn ich mich »getroffen fühle«!), seine Unschuld verloren hat. Wie sich diese armen Teufel doch Luft machen! Sie dürfen keinen Namen nennen, es ist weder vom Chef noch von mir gestattet, so murmeln sie irgendetwas und wenn man sie faßt, sind sie selbst um den Preis, den sie dafür bezahlen müssen, nicht dazubringen, zu sagen, *wen* sie eigentlich »gemeint« haben. Herzl scheint also einen tiefen Respekt vor den Beweggründen der Neuen Freien Presse zu ihrem Verhalten gegen ihn empfunden zu haben und speziell davon durchdrungen gewesen zu sein, daß für Moriz Benedikt keine Judenfrage, sondern nur eine Menschenfrage existiere. Da dieser aber die zionistische Idee sofort »in allen ihren Auswirkungen« erfaßt hat — und zwar so gründlich, daß in der Neuen Freien Presse das Wort »Zionismus« gemieden wurde wie durch Jahre die Syphilis —, so muß außer der Judenfrage und der Menschenfrage noch eine dritte für ihn existiert haben, nämlich die Abonnenfrage. Und tatsächlich enthalten Herzls Tagebücher eine Stelle, aus der man »deutlich ersieht«, mit welcher Hochachtung er von jenem leuchtenden Verstand gedacht und in welchem Sinne er seine Fähigkeit gewürdigt hat, die Auswirkungen einer zionistischen Propaganda zu erfassen, die dazu führen konnte, daß sich die über die ganze Welt zerstreuten Abonnenten nicht mehr für »das Blatt« sammeln ließen, sondern für ein anderes Blatt:

24. März 1897

Heute mit Benedikt von der Redaktion nach Hause gegangen. Wieder wie immer das Gespräch auf die Judensache gebracht. *Ich befolge jetzt die Taktik, ihn zu ängstigen, da ich bemerkte, daß er zum Erschrecken inkliniert.* Ich kann natürlich *nur durch die Blume — drohen ...*

Ich sagte Benedikt: »Die nächste Folge des Antisemitismus, noch vor den gesetzlichen und administrativen Schikanen, wird ein Krieg der Juden gegen die Juden sein. Die schon jetzt gedrückten und bedrohten Schichten der Juden werden sich *gegen die Großjuden* wenden, welche sich von Regierung und Hetzern mit Geld und Diensten loskaufen.«

*Das begriff er und sagte: »Es soll daraus nur nicht ein Kampf gegen die Reichen überhaupt werden.«*

Ich erwiderte: »Wenn der Kampf begonnen hat, läßt er sich nicht mehr begrenzen. Wer die Zeichen nicht verstanden, die Not-schreie überhört hat, wird es sich selbst zuschreiben müssen.«

Und dann erzählte ich ihm, was mir eben einfiel, weil ich die Listen für die Kongreßeinladungen von Schnirer hatte holen lassen, daß wir die Namen und Adressen absolvierter Hochschüler, die

unsere Anhänger sind, auf einer zionistischen Kundgebung gesammelt haben ...

*Da sah ich den Ausdruck des Schreckens in seinem Gesicht.*

Ich hatte *einen Schlag gegen seine Einbildungskraft geführt*. Ich erriet, was er in seinem *Schrecken* plötzlich dachte: *das sind die Adressen der Abonnenten für das Konkurrenzblatt der Neuen Freien Presse*.

Das ist Verderbtheit. Ein wahrhaft franzmoorischer Plan: »Schreck! Was kann der Schreck nicht? Was kann Vernunft, Religion wider dieses Giganten eiskalte Umarmung?« Und die Einbildungskraft war groß, man hat sie im Weltkrieg zu spüren bekommen und »man kann sich vorstellen«, welchen Eindruck Herzls Eröffnung auf ihn gemacht hat. Der Schrecken verbreitet sich und die Sorge nagt und wie Grey und Poincaré und der Zar erleicht sind, war nichts dagegen und wie es im Gemäuer gerieselte bat, da kann sich das Gemäuer der Entente verstecken. Man sieht, es hat für die Neue Freie Presse keine Judenfrage, sondern eine Abonnentenfrage existiert, wenngleich manche der Meinung sein könnten, daß das auf dasselbe hinausläuft. Was aber die Menschenfrage anbelangt, so war sie hauptsächlich eine Reichenfrage, denn sich vorzustellen, daß es gegen die Familie Brodsky gehen könnte, die eine der reichsten in Kiew sein soll — nein, da müßte selbst der Kleopatra, und wenn sie die Nase noch so hoch trüge, der Ausdruck des Schreckens vom Gesicht zu lesen sein. Ja, der Kollege Herzl erkannte, daß seinem Ideal bei der Neuen Freien Presse ein Konkurrenzmotiv im Weg stehe, und es konnte ihm so wenig gelingen, es sich förderlich zu machen, wie es der Neuen Freien Presse gelingen kann, aus Anlaß solcher Bekenntnisse eine doppelte Pietät zu verrichten: für den Mitarbeiter und für den großen und unvergeßlichen Führer, den jener erschreckt hat. Denn das ist vorzüglich eine Gesinnungsfrage. Und wenn es für sie in einer solchen schon kein Paktieren und kein Transigieren gibt, wiewohl sie doch mit den Banken paktiert und für jede Transaktion zu gewinnen ist und wiewohl sogar Herzl die Hoffnung schöpfen konnte:

Ich glaube, es ist nur noch eine Frage weniger Monate, *daß die »Neue Freie Presse« zionistisch wird*

so hätte sie klüger getan, in ihrer Reserve gegenüber dem Lebensplan ihres Mitarbeiters auch nach dessen Tod zu verharren und ihre Leser nicht auf ein Buch aufmerksam zu machen, dessen Kenntnis ihnen vorzuenthalten sie ein dringendes Interesse hat, weil sie ja allzu deutlich daraus ersehen könnten, in welchem hohem Grade er namentlich die auf wirtschaftlicher Überzeugung begründete Gegnerschaft des Herausgebers gewürdigt hat, denn in Gesinnungsfragen gibt es für die Neue Freie Presse kein Paktieren, sie kennt nur eine Menschenfrage, es soll daraus nur nicht ein Kampf gegen die Reichen überhaupt werden. Nein, ein so wertvolles Aufklärungsmittel wie lügen soll man nicht vergeuden, sondern nur dort anwenden, wo man sicher sein kann, daß der Belogene nicht die Wahrheit erfährt, und es ist schon jener ausgiebige Mangel an leuchtendem Verstand, dessen Juden manchmal fähig sind, nötig, ihm dazu noch zu verhelfen. Zwar existiert wie gesagt für die Neue Freie Presse keine Judenfrage; aber das elfte Gebot sollte ihr doch geläufig sein: Du sollst dich in kein Gedränge einlassen! Die Folgen sind unabsehbar. Es könnte geschehen, daß die Abonnenten, die ihr in der Diaspora erhalten geblieben sind, in Herzls Tagebüchern — ich fand ihn auf den ersten Blick — den folgenden Satz finden:

Das ist das erstemal, daß der »Judenstaat« in der Neuen Freien Presse erwähnt wird — *ohne daß ich genannt würde, und ohne daß irgend jemand verstehen könnte, was eigentlich gemeint ist.*

*Das Prinzip des Totschweigens wird in diesem Augenblick geradezu komisch.*

Ja, es könnte sogar geschehen, daß sie ausgerechnet jene Stelle finden, aus der hervorgeht, daß die Neue Freie Presse bei aller Angst vor dem Zionismus sich ihm doch nicht ganz verschlossen hat. Herzl erzählt dort, wie er es anstellte, daß sie von seinem neugegründeten Parteiblatt Notiz nahm, wiewohl sie keine Notiz nahm, und wie er das Weltblatt mit der Welt überrumpelt hat. Er habe das Gefühl gehabt, daß es nun »zum Krach und Bruch mit Benedikt wegen der 'Welt' kommen müsse«, und er »entschloß sich endlich, ein Inserat gegen Bezahlung einfach der N. Fr. Pr. zuzuschicken. Das Inserat nahm die Administration.« Konstatiert er. Und nun heißt es wörtlich, auf S. 638:

8. Juni 1897

Die Administration der N. Fr. Pr. nahm das Inserat »ungern«, wie telephonisch meiner Administration mitgeteilt wurde. Die Aufnahme einer Notiz in den Text der N. Fr. Pr. wurde aus »politischen Gründen« abgelehnt.

Mir war's auch gar nicht darum zu tun, daß die Notiz ins Blatt käme. Ich wollte nur Benedikt ein faire part vom Erscheinen der 'Welt' zuschicken, auf das er mir nicht mit einem Verbot antworten könnte. *Darum wählte ich den Geldweg.* Die halbe Seite im Annoncenteil der N. Fr. Pr. kostet 75 Fl. *Es sprach einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß Benedikt diesen Betrag nicht refusieren würde.*

Und so ist die 'Welt' in der N. Fr. Pr. angezeigt erschienen.

Er hatte, mit seinem leuchtenden Verstand, sofort diese Auswirkung des zionistischen Gedankens erfaßt. Und es ist nun wohl von zuständigster und nächststehender Seite festgestellt, daß für die Neue Freie Presse zwar keine Judenfrage existiert, aber eine Geldfrage,

---

## Notizen

Karl Hans Strobl, der Besten einer, Ehrenchrist verschiedener Redaktionen, ein Gambrinus an Branntweingeschäften, findet in der Neuen Freien Presse, daß durch Ginzkeys Lyrik zu gehen wie ein morgendliches Wandern durchs Feld ist. Wiewohl ich fast nie zu diesem Glück komme, so weiß ich doch, daß jene nicht der rechte Ersatz ist. Strobl aber stellt ihn über alle zeitgenössischen Lyriker, keiner von ihnen habe so viel Grün um sich und Himmelblau über sich und frische Luft in sich. (Selbst Werfel nicht.) Bei den anderen gehe der Reim durch das Hirn, bei Ginzkey gehe er durch das Herz, wobei Herz natürlich als Gefühlsbehälter und nicht als Sitz des schöpferischen Geistes zu verstehen ist. Als echter Nachfahre Eichendorffs liebe er Einsamkeit und Stille, und was dergleichen Vorzüge mehr sind, die außerhalb der Sprache in Betracht kommen und die dem Kunstwerk der Farbe selbst der laienhafteste Betrachter nicht nachzurühmen wagen wird. Doch wiewohl sicherlich gegen die Echtheit der privaten Gefühle, die hier oft mit Anstand in eine vorhandene Form einfließen, sich kein Bedenken meldet und immerhin eine feinere Menschlichkeit hinter diesen Versen glaubhaft wird als die zeitgenössische Lyrik auf neueren Wegen bietet, so würde einer sprachlichen Analyse höchstens der Beweis gelingen, daß bei Ginzkey der Reim nicht wie bei den andern durch das Hirn geht und daß er bei aller äußern Klanghaftigkeit oft genug das Muster eines schlechten, ungegenständlichen Reimes ist, der das Wort nur als Klingelschelle der bereits vollzogenen Vorstellung aufsetzt. Der

Rabe, der bündig mit einem heiseren »Krah« der Welt antwortet und mit dem Ginzkey beziehungsweise »manchen« vergleicht, der, sie anschauend, auch »kein besseres Gedicht fand«, ist ganz gewiß ein Dichter. Hingegen die lächelnde Weisheit Ginzkeys — sie lächeln alle wie Auernheimer und die Mona Lisa — »reift im Banne der ruhenden Landschaft«. Aber das heißt natürlich gar nichts, das kann jeder Feuilletonist, und jeder kann es von jedem Dichter und sogar von jedem Feuilletonisten sagen, immer wird sich ein Augenblick vorstellen lassen, wo die Weisheit lächelt, während die Landschaft ruht, aber es hat natürlich nicht das Geringste mit der Frage zu schaffen, ob ein Gedicht ein Gedicht ist. Doch über die Anordnung des Gedichtbandes findet Strobl die charakteristische Bemerkung:

*Alte Bekannte und jüngste Ernte* klingen zusammen.

Wie ein Reim, der durchs Herz gegangen ist. Nur eines hat Strobl auszusetzen:

Um jeden Ton, der störend die gottselige Harmonie trüben könnte, zu beseitigen, sind die Kriegsgedichte des Bandes von 1917 ausgeschieden. *Was mancher bedauern mag*, denn sie gehören, wie etwa die *Ballade vom masurischen Sumpf*, zu den stärksten dichterischen Erscheinungen jener Tage, und sie sind *rein* wie alles, was Ginzkey je aus sich erklingen ließ.

Die *Ballade vom masurischen Sumpf*, gewiß eine der stärksten dichterischen Erscheinungen jener Tage, das ist die, wo der Russentod gluck—gluck macht, was von Herrn Marzell Salzer mit so lustigen Äuglein interpretiert wurde. Die Neue Freie Presse würdigte dieses in der Kunstrubrik und dem vielseitigen Kollegen gelang es an demselben Tag, mich auf der Ringstraße zu grüßen. An einem Wirtshaus in der Mark sah ich, wie sichs gehört, einen Gambrinus und darüber die Aufschrift »Zu den masurischen Sümpfen«. Das kommt also noch vor. Ginzkey aber hat, um nicht das Erbe Storms, Mörikes sowie Eichendorffs aufs Spiel zu setzen und auf mein dringendes Zureden sich entschlossen, zu verzichten. Das verübelt ihm Strobl. Doch ist es eine Angelegenheit unter Staackmännern, in die sich ein Außenstehender nicht hineinmischen soll. Schließlich könnte ich ja, wenn Strobl drauf besteht, daß die Dichtung fortlebe, sie abdrucken.

\* \* \*

Bei dieser Gelegenheit muß wieder auf die merkwürdige Gewohnheit der Staackmänner hingewiesen werden, um ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen, vorsichtshalber zwei Vornamen zu führen. Besonders anschaulich wird dieses Verfahren, wenn sie einander besprechen, also schon im Titel der Karl Hans mit dem Franz Karl liiert erscheint. Dem Leser aber erwachsen daraus Schwierigkeiten, da Verwechslungen unvermeidlich sind, zumal wenn gleich daneben der Rudolf Hans vom Hans Heinz besprochen wäre, der es aber wohl nicht tut, weil er sozusagen viel zu dämondän ist, um sich mit gewöhnlichem Erdgeruch abzugeben. Immerhin wären Vereinfachungen erwünscht. Es ist gewiß schon ein Fortschritt, daß ein vielgenannter Regisseur, der mit drei Vornamen daherkam, mittels eines raschen Handgriffes sich auf Karlheinz Martin festgelegt hat. Ich habe seinerzeit für die Staackmänner den Sammelnamen Otto Ernst Hans Heinz Greinz Hinz Kunz Kienzl vorgeschlagen, bin aber damit nicht durchgedrungen. Der einzige Otto Ernst hatte schon früher auf den Zunamen Schmidt, der ihm für seine Produktion zu nichtssagend erschien, verzichtet. Seinem Beispiel folgend, aber aus anderen Erwägungen haben andere Literaten wieder ihren Cohn oder Grünfeld über Bord geworfen und stehen nun als Emil Ludwig beziehungsweise Paul Stefan da,

ein entlaubter Stamm, Gott helfe ihnen, amen. Freilich hat dieser Verzicht auch wieder seine Nachteile, da bei der verwirrenden Fülle von Literaturnamen, die sich jedem Blick in eine Zeitungsspalte darbietet und wo ohnedies die Übersichtlichkeit leidet, nur zu leicht anorganische Verbindungen wie Emil Ludwig Ullmann oder Paul Stefan Großmann entstehen. Doch schließlich — was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften, beruhigt Shakespeare, welchen Harden, um Verwechslungen vorzubeugen, den braven Bill genannt hat, und daß Name Schall und Rauch ist, umnebelnd Himmelsglut, sagt Johann Wolfgang.

\* \* \*

Ganze Ketten von roten, schwarzpunktierten Blattläusen, deren eine wie die andere war, sah ich einen Baum umschlingen, ganze schwarzrote Trauben hingen an einem Ast, unbeweglich, als hätten sie eben dies und nichts anderes zu tun, und es war eigentlich eine einzige Laus, die wenn ich nicht irre die Kapuzinerlaus heißt oder doch so heißen könnte, und ich dachte: Hier also mußt du dem Franz Blei begegnen! Später aber blätterte ich in seinem »Großen Bestiarium der modernen Literatur«, das er anfangs anonym erscheinen zu lassen so vorsichtig war, und fand, daß er selbst sich einen Süßwasserfisch nennt, »der sich geschmeidig in allen frischen Wassern tummelte und oft Damenboudoirs als Zimmerschmuck diene«, woselbst er, »weil er sich langweilt, zur Beschauerin nicht ganz einwandfreie Kunststücke mit Flossen und Schwänzchen macht«. Das ist, vielleicht abgesehen davon, daß er damit wieder die Damen langweilt, ganz richtig beobachtet und es könnte von einem emeritierten Pornographen nichts Würdigeres ausgesagt werden. Denn man darf nicht etwa glauben, daß Blei auf diesem Gebiet ein Heuriger ist, also etwa ein Mitarbeiter der Pschüttkarikaturen; er hat sich vielmehr als galanter Abbé in allen besseren Salons vor und nach der französischen Revolution umgetan, er ist dort sehr intim und fühlt sich überhaupt zum Ausgang des 18. Jahrhunderts hingezogen. Als Gourmand ein starker Mitesser, ist er schlüpfzig wie nur ein Crébillon, ausschweifend wie nur ein Marquis de Sade oder Bayros und hat bloß durch einen Zufall nicht die »Lucinde« geschrieben oder die »Josefine Mutzenbacher«, sondern die »Puderquaste des Prinzen Hippolyt« und das »Geplatze Strumpfband«. Zwei Schlegel wohnen, ach! in seiner Brust und während der eine mit derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen hält, schließt der andere in die Gefilde hoher Ahnen, zuguterletzt aber ergibt sich doch so etwas wie ein Schweinsschlegel. Blei selbst will denn auch »in Analogie zu jenem Schweine« der Trüffelisch genannt sein, »wegen seiner Fähigkeit, Leckerbissen aufzuspüren«. Nebstbei aber unterhalte er »eine merkwürdige Freundschaft mit dem Kartäuserkrebs ebenso wie mit dem Rothecht«. Die Konturen der Gestalt, die zum Schluß meiner »Literatur« als ein Abt der Roten Garde auftaucht, werden sichtbar und wir nähern uns geradezu jener roten, schwarzgetupften Laus. Den Verfasser der »Letzten Tage der Menschheit« aber beschreibt sie so:

*Die Fackelkraus.* Die Fackelkraus hat eine Anti—Natur, weil sie aus dem Kote dessen geboren ist, den sie vernichten will. Sie ist stets wutgeschwollen wegen ihrer unreinen Geburt. Ausgezeichnet ist sie durch ihre Fähigkeit, die Stimmen der Menschen nachzuahmen. Sie tut solches auf verschiedene Art. Sie ahmt die Stimmen von Propheten und Dichtern nach, um ihnen zu gleichen und mit ihnen verwechselt zu werden. Die Stimmen anderer Menschen hinwieder, um sie zu verhöhnen und zu vernichten. Bevor das We-

dekind ausstarb, war die Fackelkraus dessen Freundin und stellte sich auf das erhöhte Podium, wenn das Wedekind sich begattete oder sonst sekretierte. Die Fackelkraus äußerte dann immer lauten Beifall, damit man sie höre. Sie gerät in großen Zorn und wird äußerst boshaft bis zur Giftigkeit, wenn sie meint, daß man andere höre. Um zu verhindern, daß andere gehört werden, gebraucht sie zwei Mittel: das eine ist, daß die Fackelkraus diese andern lobt, das andere, daß sie sie verhöhnt. Beides tut sie mit überschreiender Fistelstimme, damit man sie hört. Die Fackelkraus hat nämlich keine Natur, sondern sie ist nichts als Stimme und lebt in folgedessen nur so lange, als man sie hört. Da sie das weiß und den Tod fürchtet, wie jedes Lebewesen, hat sie ihre Stimme kunstvoll geübt auf Gehörtwerden. In der Wut wird die Stimme der Fackelkraus oft besonders kunstvoll, weil sie aus Angst, man würde sie sonst nicht hören, mit immer neuen Stimmen schreit. Sieht sie dann, daß man sie hört, so ist sie sehr stolz und wiederholt alles, was man über sie gesagt hat, noch einmal. Dann kann man eine Stimme bei ihr hören, die sie sonst nicht zeigt, da sie in solchen Augenblicken ihre Angst vergißt. Der Atem der Fackelkraus ist häßlich zu riechen, weil sie aus dem Kot ihrer Feinde geboren ist. Weil sie jedoch ihre Feinde zu vertilgen meint, wenn sie deren Exkrement vertilgt, so frißt sie zornig ungeheure Mengen davon. Darum ist die Fackelkraus ein nützliches Tier, wenn es auch in ihrer Nähe nur aushält, wer ohne Geruchssinn geboren ist. Hier kann der Mensch Gottes Weisheit bewundern, der den meisten Tieren nur eine Stimme gab, weil sie nur eine Natur haben. Die Fackelkraus aber hat keine Natur, sondern eine Anti—Natur, dafür aber hat sie zahllose verschiedene Stimmen. Wegen der Stimmen hören manche auf sie, und diesem Umstande, daß sie von manchen gehört wird, verdankt sie ihr Leben und kann große Mengen von dem Exkrement vertilgen, aus dem sie geboren ist.

Das ist auf van Geldern—Bütten in 30 numerierten Exemplaren und auf Hadernpapier in 400 numerierten Exemplaren zu haben. Damit es jedoch von meinen Hörern, die nicht ermüden, das von mir lebende Gewerbe durch Ankauf zu fördern, auch nicht auf holzfreiem Papier bezogen werde, so wird hier diese Stimme wiederholt, keineswegs um zu verhindern, daß sie gehört werde. Es ist schon wichtig, zu dokumentieren wovon sich heutzutage die Verleger ein Geschäft versprechen. Unter allen mehrdeutigen Persönlichkeiten, denen ich auf meinem Wege begegnet bin, trägt diese hier wohl am schwersten unter meiner Nichtachtung, die aber noch nie identisch mit Nichtbeachtung war. Wie jeder dieser Patienten meines Fiebers, reagiert auch der amouröse Blei auf den Respekt, den er vor mir hat und unter dem er leidet, denn er ist natürlich intelligent genug, um zu wissen, daß ich nicht seinesgleichen bin, und ehrgeizig genug, um nicht zu bedauern, daß ich nie mit ihm die Schweine gehütet habe. Als er einmal mit dem Herzenswunsch an mich herantrat, mit ihm eine Zeitschrift herauszugeben, traf ihn ein entsagender Blick, den er nicht vergessen hat. Ich bin nicht amourös. Er hat trotzdem noch Versuche gemacht, sich mir zu nähern, und in keinem Fall verhindert, daß seine Anerkennung zu meiner Kenntnis gelangte. Er fehlt überhaupt nicht unter den manchen, von denen ich gehört werde und die auf mich hören. Als der typische Halbgeist, der den noch schlechteren Literaten imponiert, hat er manches von mir aufgeschnappt, verbirgt es jedoch unter einer »vortrefflichen Erudition«, die ihn mehr auf die Intimität mit den Geistern des 18. Jahrhun-

derts anweist, weshalb er auch der Meinung ist, daß der Singular jener Globen, die er bei Jean Paul gefunden hat, »eine Globe« lautet. Daß ihm aber auch das Malheur widerfährt, daß der Ausspruch, der ihm einen einzigen Literaten, und einen, dessen Namen für das Bestiarium wie geschaffen wäre, rühmend wert erscheinen läßt (von dem Reich, in welchem die Sonne nie aufgeht), schon in Nr. 1 der Fackel steht, zeigt, daß sein Verständnis für Witz noch vortrefflicher ist als seine Erudition. Ich bin wohl weit entfernt von dem Verdacht, die Literatengesellschaft, die Herr Blei dem grinsenden Behagen einiger Kaffeehaustische opfert, — ihn eingeschlossen — nicht mindestens so gering zu schätzen wie er. Trotzdem muß ich sagen, daß ihnen die Lust nicht verübelt werden könnte, dieser spekulativen Narrenschele mit dem Echo einer Maulschele zu antworten, durch die ein Motiv persönlichen Schimpfes wenigstens nicht so humorlos breitgetreten wäre wie durch den Einfall, der Menschen und Tiere mehr noch belästigt als erniedrigt. Daß dieser Sudler, der nach allen fehlgeschlagenen Versuchen als Verklärter zwischen dem Neuen Reich und den neuen Reichen Figur zu machen, als Erotiker, Benediktiner, Kleiderkastenarrangeur, Bolschewik, Sekretär des Kranz oder Substitut des Rampolla, also Vertreter des Spiritus in beiderlei Gestalt, fortzukommen, nunmehr — anstatt endlich der Journalist zu werden, der er ist — aus dem puren Stoff der Besudelung Gewinn zu ziehen versucht und sich darnach wahrscheinlich nicht für einen Schmierfinken in seinem Tierkreis, sondern für einen »Pasquillanten« hält, der aus den Boudoirs hinausflog, weil er den Damen malheuröser Weise statt der Puderquaste das Bestiarium gereicht hat, ja daß dieser Vokativus noch erwartet, die von ihm Beschimpften würden ihm — denn wozu hätte der fröhliche Nietzsche es sie gelehrt — mit einer »Gentilezza des Lächelns« begegnen: das ist ein viel deutscheres Faktum als er ahnt. Auch die Möglichkeit, daß sich die Menschen, die einmal das »Hannele« gelesen haben, das folgende gefallen lassen:

Das Gehauptmann ist der umfangreichste Vierfüßler der deutschen Fauna, bei außerordentlich kleinem Kopf, der mit zunehmendem Alter immer kleiner wird, dafür wächst der Leib immer mehr. Die ursprüngliche Form dieses Leibes ist nicht mehr zu erkennen. Es bleibt erstaunlich, daß vier Füße alle diese Buckel, Wülste, Täler, Auswüchse, Beulen, Geschwülste tragen können ... Das Gehauptmann ißt nur Vegetabilien in ungeheuren Mengen. Fleischnahrung bekommt ihm schlecht. Sein kleiner Kopf bleibt oft ganz unsichtbar; oft enthält er sich aller Funktionen. Woraus sich auch das ungeheure Leibeswachstum und der unsicher schwankende Gang unseres Gehauptmann erklären dürfte.

Wenn die Stimme, wo sie sich einer womöglich noch größeren Schändlichkeit gegen den Leichnam Frank Wedekinds erfrecht, hier nicht wiederholt wird, so ist doch zu hoffen, daß Herr Blei darum nicht ein Exemplar mehr von seinem Schund absetzt. Er ist einsichtig genug, am Schluß zu bekennen: »Ich weiß mich jedes Humores gänzlich unschuldig«. Er ist aber auch aufrichtig genug, eben diese Unschuld auf die »Quellenschriften« seiner Zoologie verweisen zu lassen, und da entbehrt es gewiß nicht des Humores, daß er Theodor Haecker (den er scherzhaft »Hecker« schreibt) eine Schrift unter dem Titel »K. Kraus der Vollender Kierkegaards« zuschiebt. Denn es mag zur Psychologie des Schmierfinken schon nicht untauglich sein, daran zu erinnern, wie er mich einmal im Umkreis Kierkegaards gesehen hat und wie er, der seine Aversion gegen die Freud'sche Theorie mir abgenommen hat, auf jene Schrift Haeckers, die den Titel »Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlich-



keit« führt, reagiert hat und nunmehr abreagiert. Der Beschreiber der Fackelkraus räumte damals ein:

... *vortrefflich* alles für Bergson, Strindberg, Dostojewski, Kraus Gesagte: *zu all dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser.*

Man kann zwar doch, aber damals hat er sich begnügt, auf Haeckers Satz:

Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden

mit der Beteuerung zu reagieren, daß er zwar Haeckers vortreffliche Erudition anerkenne, daß aber auch ihm — schon vor 23 Jahren — Kierkegaard ein »immer stärker drängendes Erlebnis« und die »laute Mahnung des Christentums« war. Haecker hat — siehe Fackel 395 / 397, März 1914 — dem Pornographen geantwortet:

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn, daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht. Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei »von den Idealen verwundet«, schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: »*Entweder — Oder*«; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichsten Ehepaar dieser Welt: *Sowohl, als auch*; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, *sowohl Karl Kraus als auch — er selber*. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des »Amethyst«, so doch der Verfasser des »Heliogabalus« schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Bleis literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. *Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und erspriesslicher wäre als das Tun*, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. *Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein!* Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur bei zwei Lebenden, die beide wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: Bei Karl Kraus und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. Blei, woraus er schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den *lebendigen Spu-*

*ren, nicht nach den literarischen.* Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? *Viele kennen heute vieles.* Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. *Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Literat kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken ...*

Und ein Schmierfink ein ganzes Bestiarium beschämen. Und ein Süßwasserfisch tummelt sich geschmeidig in frischen Wassern. Daß aber die Blattlaus vom Baume lebt, ist eine alte Naturgeschichte. Und es kann ihr dadurch vielleicht sogar gelingen, an ein Blatt und somit auf einen grünen Zweig zu kommen. Meine Anti—Natur, die Gottes Weisheit selbst in dieser Einrichtung bewundert, hat nichts dagegen und wiederholt gern, was man über sie gesagt hat, in der Hoffnung, daß es gehört werde.

\* \* \*

Einem Publikum, dem der Sinn einer dramatischen Dichtung auch dann verschlossen bleibt, wenn diese von einem expressionistischen Regisseur inszeniert wird, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Die Leute haben den Hauptgedanken von Wedekinds »Hidalla«, wie Herr O. K. in der Arbeiter—Zeitung beklagt, nicht verstanden,

obwohl ihn die streng ausdrucksstechnisch gehaltene Regie von Karlheinz Martin an die *allseitig von feuchtem, grauem Moder bedrängten blendend weißen Wände des rechtwinklig kantigen, neutralen Raumes* seines Bühnenbildes *aufs deutlichste* gezeichnet hatte.

Infolgedessen hat ein schlichter Arbeiter ihn sofort verstanden. Er sagte:

»Das mit dem Verein ist ja selbstverständlich eine überspannte G'schicht' und unmöglich. Aber daß jeder, der's mit was ernst meint, nur ausgenützt wird und am Schluß dem G'sindel einen Wurstel abgibt, ist doch wahr.« Wenn dieser Arbeiter auch das Psychopathische in Hetmann, der im Verhältnis zu Fanni seelisch sadistische Züge aufweist, übersah, den tragenden Gedanken hat er für sich erschlossen ...

Wäre noch das Psychopathische in Hetmann an den Wänden zum Vorschein gekommen, so hätte der Arbeiter alles verstanden. Was man freilich tun sollte, damit er auch die Kunstrubrik seiner Zeitung versteht, das ist schwer zu sagen. Vielleicht sie auflassen und entweder ihren Sinn in streng ausdrucksstechnisch gehaltener Redaktion auf blendend weißem Papier darstellen oder dieses verwenden, um den Arbeiter darüber zu belehren, daß Theater—, Kunst— und Tanzreferate, wie sie in der bürgerlichen Presse erscheinen, oder solche, die auch dort erscheinen könnten, überflüssig und für die geistige Erziehung hinderlich sind, daß aber seinesgleichen in der Tat längst ein viel besseres Publikum bildet als jene Kreise, die die Gebrauchsanweisungen von unzuständiger Seite nötig haben. Was etwa sollen sie aber, so sehr ja eine Wiener Vorlesung des Herrn Eulenberg sie wenigstens nachträglich fesseln mag, mit der Feststellung anfangen, daß des Dichters Organ zwar nicht mehr so kraftvoll metallisch klingt wie vor zehn Jahren, als er während der Direktion Emil Geyers (spationiert wie nur noch das Wort *Liebe*) seine Liliencron—Miniatur vortrug (wer erinnerte sich nicht), aber es ist sympathisch schmiegsam, unpathetisch und vermag das Publikum rasch in innigen Kontakt und warmen Anteil zu versetzen. Das ist schön, kann vielleicht sogar die Arbeiter mit einer gewissen Wehmut erfüllen, daß sie schon vor zehn Jahren nicht Eulenberg ge-

hört haben, aber Referentenkarten allein sollten noch kein zwingender Grund sein, diese Beobachtungen in sechzig Zeilen wiederzugeben. Mehr von dem »pöbelhaften Ton«, der jetzt der Dreckpresse so auf die Nerven fällt, und weniger Kultur, wenn ich bitten darf!

---

Mittlerer Konzerthausaal, 24. September, 3 Uhr:

Vorwort: Vom großen Welttheaterschwindel.

Der Talisman, Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy.

Musik von Adolph Müller sen. und nach Angabe des Vortragenden.

(Begleitung: Prof. Josef Bartosch.)

Auf dem Programm die Bemerkung vom 7. Juni.

Der volle Ertrag — einschließlich des Programmerrlöses (mit Nachlaß der halben Druckkosten), bei Provisionsverzicht der Kartenverkaufsstelle Lányi, mit Spenden im Betrage von K 202.000 und K 100.000 für Autogramme — : K 2.193.600 für die Altpensionisten der Bundestheater, das Haus des Kindes, das Blinden—Erziehungsinstitut (Wien, II., Wittelsbachstraße 5) und altpensionierte Landärzte (Sammlung Dr. Reinhardt, Wien, XIII., Speisingerstraße 109).

Ebenda, 8. Oktober, 3 Uhr:

I. Krieg, Menschheit, Zeitungen. Von Karl Julius Weber (Demokritos) [Mit Vorbemerkung]. — Wilhelms Autorschaft. — Allerlei Lippen / Der Räuber rühmt den Wächter / Von der Fruchtabtreibung / Was man alles auf Lager haben kann.

II. Preßburgtheater. — Wilde Sachen / Sonderbare Verknüpfungen. — Der Reigen. — Kommen Sie mal raus und überzeugen sich selber, was los ist.

III. Das Denkmal eines Schauspielers (Januar 1914).

Ein Teil des Ertrags — einschließlich des Programmerrlöses (mit Nachlaß der halben Druckkosten) und einer Spende von K 200.000 —: K 1.235.000 für ehemalige n.—ö. Gemeindeärzte und deren Hinterbliebene (Sammlung Dr. Ziegler, N.—ö. Landesregierung, I., Herrengasse 11), notleidende Familien, einen Blinden, ein Kinderheim etc.

Ebenda, 15. Oktober, 3 Uhr:

I. Worte von Charles Baudelaire [mit Vorbemerkung]. Monolog des Nörglers (aus dem V. Akt).

II. Richard Wagners Sehnsucht nach Wien. — Der Löwenkopf oder Die Gefahren der Technik. — Aus dem Deutschen / Die Vornamen (Siehe S. 84<sup>1</sup>). — Alles, nur nicht die Gobelins! / Definition.

III. Szenen: Armeeoberkommando / Hauptquartier. — Faschingsleben 1913.— Die Grüngekleideten / Jugend.

Ein Teil des Ertrages — einschließlich des Programmerrlöses (mit Nachlaß der halben Druckkosten) — : K 1.300.000 für den österr. Bund für Mutter-schutz (Dr. Hugo Klein, VII., Mariahilferstraße 12), das israelitische Knaben—Waisenhaus (XIX., Probusgasse 2—4), die Reichsanstalt für Mutter— und Säuglingsfürsorge (XVIII., Glanzinggasse 37) und notleidende Familien.

Kleiner Konzerthausaal, 22. Oktober, 7 Uhr:

1 Seite 53 in dieser Ausgabe

I. Peter Altenberg (mit Vorwort: Notizen aus den Jahren 1913 und 1920): Für die, denen es geschah / Gleich beim Hotel / Landpartie / Die Maus / Hotel—Stubenmädchen / Der alte Hausierer / Gespräch mit einem Gutsherrn / Semmering / Oberflächlicher Verkehr / Noch nicht einmal Splitter von Gedanken / Der Chefredakteur (Schluß einer Theaterkritik) / Plauderei / So wurde ich. — Karl Kraus : Peter Altenberg †

II. Die Schlimmen Buben in der Schule, Burleske mit Gesang in einem Akt von Johann Nestroy [Die Handlung ist Locroy's »Maitre d'école« nachgebildet]. Originalmusik von Adolph Müller sen. Der fehlende Chor der Väter und Mütter neu komponiert. Für das Entree des Willibald (wiederholt) statt der Originalmusik die Komposition von Mechtilde Lichnowsky.

Zugabe: »Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'!« mit einer Zusatzstrophe.

Der volle Ertrag — wie 24. September —: K 4.156.282 (darunter K 70.000 für Autogramme) für die Altpensionisten der Bundestheater, das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf«, den Wiener Tierschutzverein (I., Schulhof 6) und für einen Fonds zur Errichtung eines Grabsteines für Peter Altenberg (Diesem Zweck wurden K 2.000.000 zugewendet. — Beiträge nimmt die Buchhandlung R. Lányi entgegen).

Auf dem Programm:

Es wird dringend gebeten, das Zuspätkommen zu vermeiden, da während eines Vortragsstückes (etwa auch eines ganzen Aktes) kein Einlaß mehr erfolgen wird.

Abermals wird ersucht, die zahllosen freundlichen Anfragen und Bitten um Vorlesungen zu unterlassen. Es ist dem Verlag unmöglich (selbst wenn Porto beigelegt wäre), jede einzelne Zuschrift zu beantworten. Die erwünschten Vorlesungen werden auch ohne Mahnung stattfinden, wenn es einmal ausführbar sein wird.

\*

Von Mitte Juli bis 26. Oktober wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Der Österreichischen Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland: durch den Verlag K 118.783, c K 33, M 15 (Spenden, Abonnementsreste, Porti, Erlös aus älteren Heften der Fackel und aus Büchern); durch die Buchhandlung Lányi unter der Chiffre »Als Dank für Karl Kraus—Vorlesungen in Prag« K 125.000; als direkte Spenden unter dem Namen K. K., soweit sie dem Verlag bekanntgegeben wurden: K 1.090.700 (darunter eine von K 1.000.000). Insgesamt: K 1.334.483, c K 33, M 15.

Dem russischen Hilfsfonds (Chininsteuer): durch die Buchhandlung L. eine Spende aus Karlsbad: K 129.000.

Der Gesellschaft der Freunde: durch die Buchhandlung L. (für Photographien und Karten K 37.065, für zwei nach Prag verkaufte Photographien K 58.740; direkte Spenden: K 20.000. Insgesamt: K 115.805.

Der amerikanischen Kinderhilfsaktion: durch die Buchhandlung L. »als Dank für Karl—Kraus—Vorlesungen in Prag« K 125.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (III., Henslerstr. 3): als Erträgnis von 310 Exemplaren der Postkarte »Volkshymne« (Verlag R. Lányi), die sich noch vorgefunden hatten, im Voraus: K 92.380; als direkte Spende unter »Ein Student als Leser der Fackel«: c K 40.

Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner« unter der Chiffre »Karl Kraus« K 70.000.

Dem Kinderasyl »Kahlenbergdorf«, einer notleidenden Familie, dem Polizeispital, dem Arbeiterverein »Kinderfreunde«, der »Sozietas« (Verband der Fürsorge—Vereine), dem Städtischen Kinderheim in Untermeidling und dem Kinderheim der Gemeinde Wien in Grinzing: durch den Verlag der Fackel von einer Leserin: K 5.000.000.

Im Ganzen: K 6.866.668, c K 73, M 15.

Von dem Ertrag der vier Vorlesungen 24. September, 8., 15. und 22. Oktober an die unter den Programm—Notizen angegebenen Zwecke: K 8.884.882.

Gesamtsumme: K 15.751.550, c K 73, M 15.

---

*Untergang der Welt durch schwarze Magie* (Georg Jahoda und Leopold Liegler zugeeignet) ist am 18. September im Verlag der Fackel erschienen. Das Buch, 496 Seiten stark, enthält die folgenden Aufsätze:

Apokalypse / Prozeß Friedjung / Mona Lisa und der Sieger / Großer Sieg der Technik: Silbernes Besteck für zehntausend Menschen oder Furchtbare Versäumnisse: Gott hat nicht Schiffbau studiert / Die Erde will nicht mehr / Der Blitz hat sie getroffen, zerschmettert sind sie, nicht gedacht sollen sie werden / Das Bild des Siegers / Der Ton / Die schweigenden Ärzte / Philosophen / Plan einer Razzia auf Literarhistoriker / Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist / Druck und Nachdruck / Bitte an Menschenfreunde / Recht und Pflicht mich totzuschweigen / Nach dem Erdbeben / Harakiri und Feuilleton / Die letzten Schauspieler / Schauspielermonumente / Eine neue Form der Banalität / Arzt und Künstler / Dame und Maler / Der Löwenkopf oder Die Gefahren der Technik / Heine und die Folgen / Nachwort / Zwischen den Lebensrichtungen / Nestroy und die Nachwelt / Eine schöne Erinnerung ist mir verdorben / Und Hauptmann dankt / August Strindberg † / Unbefugte Psychologie / Der Gipfel der Schamlosigkeit / Der Bilanz is schuld / Verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse oder Störung ernster Männer in der Erfüllung schwerer Berufspflicht / Die europäische Kultur hält ihren Einzug / Der Neger / Eine Prostituierte ist ermordet worden / Ich habe ihn gefunden / Weiße Frau und schwarzer Mann / Er is doch e Jud / Sehnsucht nach aristokratischem Umgang / Das Denkmal eines Schauspielers / Die Kinder der Zeit / Das ist der Krieg — c'est la guerre — das ist die Zeitung / Herbstzeitlose oder Die Heimkehr der Sieger / Und in Kriegszeiten / Franz Ferdinand und die Talente / Untergang der Welt durch schwarze Magie / Ein Tag aus der Zeit, die die große geworden war.

*Worte in Versen VI.* erscheint im Verlag der Fackel Ende November. Der Band enthält:

Eros und der Dichter / Du seit langem einziges Errebnis / Das Rätsel / Auf die wunderbare Rettung der Wunderbaren / Schöpfung / Die Bürger die Künstler und der Narr / Inschriften: Lyrik der Deutschen; Er; Der Antichrist; Ein Satiriker; Literatur; Expressionismus; Der Journalist; Der Vielschreiber; Heine und die Folgen / Erlebnis / Fernes Licht mit nahem Schein / Dein Fehler / Verlust / Du bist sie, die ich nie gekannt / Dialog / Dank / Sturm und Stille / Sonntag / Kärntnerstraße / Wien / Die drei gelegentlichen Mitarbeiter / Die Zeitung / Definition / Couplet des Schwarz—Drucker / Nach Nestroy: Ja, die Zeit ändert viel; Da hab' i schon g'nur; Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang; Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'!; Sich so zu verstell'n,

na da g'hört was dazu!; So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt! / Alles, nur nicht die Gobelins! / Inschriften: Kriegswelt; Die Räuber; Mißvergnügte der Republik; Fortschritt; Der Zeit ihre Kunst; An die Sucher von Widersprüchen; Die österreichische Lage; Österreich bei der Molière—Feier; Genua / Im Untergang / Silvesterruf an die Welt / An eine Heilige / Arbeit / Der Tag / Todesfurcht.

Im I. Band der *Worte in Versen*, S. 45, Z.4 (in einem Teil der ersten Auflage) anstatt »Argernist«: Ärgernis. — im II. Band, S. 22, Z. 4 v. u. anstatt »rett'«: rett; S. 68, Z. 5 v. u. anstatt »Höhen!« : Höhn! — Im IV. Band, S. 28, Z. 5 v. u. und S. 30, Z. 9 anstatt »ich«: Ich; S. 38, Z. 9 v. u. fehlt das Anführungszeichen am Schluß der Zeile.

In *Literatur*, S. 60, Z. 14 steht ein Druckfehler, den bisher auch die aufmerksamsten Zuträger von Fehlern, die hier offenbar mit dem Widersinn zurechtkamen, nicht gemeldet haben. Es soll anstatt »komm, was das sagt und singt« heißen: ... was *da* ...

In der Buchausgabe der *Letzten Tage der Menschheit* zu den im letzten Heft verzeichneten Fehlern die folgenden: S. 25, Z. 2 v. u. und S. 683, Z. 17 v. u. anstatt »Nachbar«, Nachbarn; S. 41, Z. 11 v. u. anstatt »Sarajevo« und S. 667, Z. 7 v. u. anstatt »Sarajewo«.— Serajevo (Dialekt); S. 71, Z. 12 v. u., Z. 10 v. u. anstatt »Montecucolli«: Montecuccoli; S. 132, Z. 2 v. u. anstatt »der Krieges«: des Krieges; S. 144, Z. 8 v. u. anstatt »Flügladjutanten«: Flügeladjutanten; S. 175, Z. 3 v. u., 2 v. u. anstatt »auf und«: auf— und; S. 217, Z. 12 v. u. anstatt »Edelweiß«: Edelweiß—; S. 297, Z. 7 v. u. anstatt »Weißkirchner«: Weiskirchner; S. 322, Z. 3 v. u., S. 478, Z. 9, Z. 10, Z. 14. v. u., Z. 12 v. u., S. 479, Z. 4, S. 481, Z. 12 v. u. anstatt »Lloyd—George«: Lloyd George; S. 479, Z. 19 v. u. anstatt »Rat!«: Rat.; S. 485, Z. 2 ff. (Ausfallen einer Zeile) anstatt »ein Feldgrauer ... führten es auf«: ein Feldgrauer soll das Stück geschrieben haben, und Feldgraue ... führten es auf; S. 491, Z., 9 anstatt »totbringend«: todbringend; S. 493, Z. 16 anstatt »es zu«: es; S. 545, Z. 7 anstatt »—ein«: Ein; S. 550, Z. 9 anstatt »Geschlechtskrankheiten«: Geschlechtskrankheiten; S. 589, Z. 9 anstatt »Sie«: sie; S. 613, Z. 4 anstatt »ihnen«: Ihnen; S. 615, Z. 7 anstatt »nicht!«: nicht,; S. 618, Z. 4 v. u. anstatt »Zeitungsrufer«: Zeitungsausrufer; S. 637, Z. 12 anstatt »Ausstauschinvalid«: Austauschinvalid; S. 645, Z. 14 anstatt »Kärtnerstraße«: Kärntnerstraße; S. 675, Z. 4 v. u. anstatt »Loyd—George«: Lloyd George; S. 678, Z. 11 v. u. anstatt »Französischer«: — französischer; S. 689, Z. 10 v. u. anstatt »Weltverbrechens«: Weltverbrechens,; S. 691, Z. 18 anstatt »übrig«: übrig,; S. 711, Z. 16 v. u. anstatt »da sitzt«: dasitzt; S. 785, Z. 8 anstatt »Hut«: Hut!

Diese Verbesserungen betreffen nicht ausschließlich Druckfehler. Außerdem werden in der neuen Auflage noch die folgenden Änderungen enthalten sein:

S. 6, Z. 1: Ein alter Abonnent der Neuen Freien Presse im Gespräch mit dem ältesten Abonnenten; S. 31, Z. 1: Der dritte; ebda. Z. 2: Der vierte; S. 42, Z. 15 v. u.: sehn. Ramatama!; ebda. Z. 13 v. u.: kommt! Rrtsch — obidraht!; S. 118, Z. 12 v. u., 11 v. u.: eingegeben fürn Kronenorden.; S. 123, Z. 12 v. u., 11 v.u.: Zwei Kriegsberichterstatter mit Breeches, Feldstecher, Kodak.; S. 124, Z. 11 v. u.: Der erste: Moment! (Er photographiert.) Nichts erinnert; S. 128, Z. 13: Fronttheater is; ebda. Z. 14: Fronttheater?; ebda. Z. 12 v. u.: Geschoßböden; S. 129, Z. 3: Fronttheater!; S. 194, Z. 7 v. u.: Advokaturskonzipient; S. 209, Z. 4: (Vier Offiziere begrüßen einander) bleibt weg; ebda. Z. 5: anstatt

»Der erste«: Ein Offizier (zu drei anderen); ebda. Z. 8: Zweiter Offizier; ebda. Z. 8 v. u.: mitn Militärverdienstkreuz; S. 258, als 12. Z. eingeschaltet: Ein Gast (den Zahlkellner rufend): Sie Herr Finanzminister — !; ebda. Z. 14 v. u.: Dritter Gast: S. 449, Z. 10: Der Vater, in Papieranzug, erscheint ... ; S. 680, Z. 1 v. u.: zu tippen.; S. 691, Z. 18 v. u.: *sie* vermocht [Sperrdruck].

Das Buch ist im Verlag nicht mehr vorrätig. Die neue Auflage (6. bis 10. Tausend) wird voraussichtlich vor Weihnachten erscheinen.

In Nr. 588 — 594, S. 6, Z. 2 v. u. anstatt »loßreißen«: losreißen; S. 44, Z. 19 anstatt »vergeisteter«: vergeistigter; S. 66, Z. 14 v. u. anstatt »Armeeoberkomando«: Armeeoberkommando.

In Nr. 595 — 600, S. 23, Z. 6 v. u. anstatt »Sinnbild diese Glorienpleite«: Sinnbild dieser Glorienpleite; S. 25, Z. 4 v. u. anstatt »lehren«: leeren; S. 33, Z. 21 anstatt »betätigte den«: betätigte der; S. 36, Z. 16 anstatt »Knochn«: Knochen; S. 39, Z. 16 v. u. anstatt »schwerster«: schwerer; ebda. Z. 9 v. u., Z. 8 v. u. anstatt »Pears«: Peers; S. 67, Z. 10 v. u. (in einem kleinen Teil der Auflage) anstatt »vorhergehenden«: voraufgehenden; S. 70, Z. 11 v. u. anstatt »den«: dem; S. 71, Z. 2 v. u. anstatt »Nestroy, der«: Nestroy der; S. 76, Z. 6 anstatt »Mameluk«: Mameluck; ebda. Z. 13 anstatt »Art einem«: Art, einem; ebda. Z. 10 v. u. anstatt »bezeichend«: bezeichnend; S. 78, Z. 6 v. u. anstatt »Und fehlts«: Uns fehlt; S. 79, Z. 11 anstatt »Gehn S«: Gehn S'; S. 82, Z. 16 anstatt »uns ihnen«: uns, Ihnen; S. 96, Z. 5 v. u. anstatt »Jahrzenten«: Jahrzehnten; S. 97, Z. 18 anstatt »Jetzt«: jetzt; S. 99, Z. 14 v. u. anstatt »Heldenphathos«: Heldenpathos; S. 113, Z. 8 anstatt »Kunverständigen«: Kunstverständigen; S. 120, Z. 12, 13 anstatt »Exis—tenz«: Exi—stenz; ebda. Z. 21 anstatt »Tratidionen«: Traditionen.

Im vorliegenden Heft, S. 39, Z. 1 anstatt »Thaterklatsch« (in einem kleinen Teil der Auflage): Theaterklatsch; ebda. Z. 17, Z. 21 anstatt »Castiglione(s)«: Castiglioni(s).

---

»Gestatten Sie mir die Berichtigung eines im letzten Hefte der Fackel vorkommenden Irrtums: der in diesem Heft abgedruckte Brief Adalbert Stifters ist nicht, wie es dort heißt, bisher ungedruckt, findet sich vielmehr auf S. 88 des dritten Bandes der 1869 bei Heckenast in Pest erschienenen, von Johannes Aprent herausgegebenen Sammlung von Stifters Briefen. Dieser Abdruck unterscheidet sich von dem in der Fackel, außer durch die Namensnennung des Empfängers — H. Schuster stud. jur. — und durch die Weglassung des letzten Satzes, auch noch durch die offenbar vom Herausgeber eingesetzten Interpunktionszeichen. — — Ein Leser der Fackel.«

Die Fackel war, wie schon die Verwendung der Stifterschen Handschrift beweist, in ebenso gutem Glauben wie der Überreicher des Briefes, der sich seit Jahrzehnten in seinem Familienbesitz befindet und von dessen Aufnahme in die Aprentsche Sammlung er keine Ahnung hatte. Der Beitrag, als der eines »bisher ungedruckten« Briefes Adalbert Stifters, ist somit als annulliert zu betrachten und zur Aufnahme gerade dieses gedruckten hätte keine Ursache bestanden.

\* \* \*

Über ein Shakespeare—Wörterbuch schreibt in der Neuen Freien Presse ein Herr, der mit dem Wort auf einem so beschaffenen Fuß steht: Shakespeares Welt sei eine Insel der Seligen, die »jeder verlangenden Hand ihre goldenen Früchte reicht«.

Allerdings auch ein Eden mit *einigen* Bäumen der Erkenntnis, von denen es mehr als genug *harte Nüsse zu brechen gilt*.

Abgesehen von der Schwierigkeit der Vorstellung, daß es etliche Bäume der Erkenntnis gibt und daß es Nußbäume der Erkenntnis sind, kann man von einem solchen zwar Nüsse »brechen«, nämlich pflücken, aber für die Schwierigkeit dieses Brechens ist es völlig irrelevant, ob sie mehr oder weniger hart sind. Eine »harte« Nuß brechen kann nur heißen: sie aufbrechen, nachdem sie schon vom Baum gebrochen ist. Das meint er aber nicht, sondern er meint, daß es die Früchte vom Baum der Erkenntnis zu brechen »gilt«, was wieder darum seine Schwierigkeit hat, weil es ja verboten ist. Item, er meint, es gelte, die Nüsse von den Bäumen zu brechen. Sie aufbrechen ist erst das Nächste, was zu geschehen hat. Denn:

Daß ein Forscher, der wie ein wetterfester und scharfäugiger Fährtsensucher den Wegen Shakespeares zu folgen gewohnt und gewillt ist, auch zahlreiche dieser harten Nüsse zu *entkernen* vermag, davon zeugt fast jede Seite in Kellners letztem Buch.

Natürlich: es gehörte noch keine Kraft dazu, die harten Nüsse vom Baum zu pflücken, jetzt erst, beim Entkernen, muß sie sich an der Härte bewähren. Wozu einer aber dazu ein wetterfester und scharfäugiger Fährtsensucher sein muß und was ein solcher überhaupt im Paradies zu suchen hat, mag jener wissen, dessen Wege unerforschlicher sind als die des Dramenschöpfers.

Ein Shakespeare—Wörterbuch! Auf den ersten Blick die fatale Verschmelzung zweier schlecht für einander taugender Begriffe.

So ist es.

\* \* \*

Ein Herr Winterstein, der mir einst angehangen, macht sich in der Neuen Freien Presse nützlich und angenehm und ist zur Zeit damit beschäftigt, auf das bekannte »Lustspiel« zu warten, das uns Auernheimer schenken möge. Etwaige Einwände gegen dessen »Lustspielnovellen« werden dabei wie folgt beschwichtigt:

Eine unwahrscheinliche Verwechslung auf Grund einer Ähnlichkeit, wie sie auch in einigen anderen Erzählungen des Buches vorkommt, könnte der vorwitzige Kritiker sagen. *Gemach!* So einfach ist die Sache denn doch nicht, wenn wir es mit einem Dichter zu tun haben, der sicherlich eine tiefere, symbolische Absicht damit verbindet.

Eben, eben, das hab ich mir auch gedacht. Auernheimer ist ein Philosoph mit verstehendem, skeptischem, oft tiefernt sinnendem Lächeln. (Also einer, bei dem man anderseits wieder fragt, was die einsame Träne will, sie trübt ihm ja den Blick.)

Und wo diese Eigenschaft sich in seinen kleinen epischen Kunstwerken spiegelt, *muß der Name von Anatole France heran, um etwas Ähnliches zu bezeichnen*.

Also muß nicht gerade, aber kann, wie sich zeigt. Muß ist jene harte Nuß, die vom Baum der Erkenntnis zu brechen selbst den wetterfesten und scharfäugigen Fährtsensuchern der Neuen Freien Presse nicht immer gelingt. Daß sie meinen Wegen nicht mehr folgen, aus diesem Erlebnis habe ich bereits das er-



wartete Lustspiel gemacht, hinter und auf dem Rücken der Literatur, so etwa wie in der »Schönen Helena« der Chor sie von der einen Richtung erwartet, während sie von der andern auftritt. Alles in allem: es muß doch etwas an mir sein, wenn sich schon so viele von mir zum Auernheimer gewendet haben, und noch keiner vom Auernheimer zu mir.

---

## Die Synthese

Es ist nun im Laufe der Jahre wohl schon den meisten Lesern der Fackel zum Bewußtsein gekommen, daß ich, wo und wie immer ich eine Angelegenheit der Literaturkritik ergreife, auf mich zu sprechen komme, und ich muß gestehen, daß es auch mir mit der Zeit auffällt. Aber wenn ich mich noch so sehr zusammen— und mir vornehme, an keinen Bären zu denken, so ergeht es mir eben wie dem Fürsten in Wedekinds »Liebestrank«. Psychologen würden das zu erklären wissen, und sie wären ja wohl an meiner Stelle eitle Narren. Andere, welche die Sachverhalte dieser Geisteswelt nicht aus dem Gesichtswinkel der eigenen Defektseele betrachten, würden fragen, wie ich denn die grenzenlose Misere anfassen könnte, wenn ich ihr just dort aus dem Wege ginge, wo sie sich am handgreiflichsten offenbart, aus törichter Scheu, die Identität des Beispiels mit dem Demonstranten möchte diesen verdächtig machen. Im Gegenteil müßten sie eine Objektivität um diesen Wagemut, sich selbst zum Beweise tauglich zu halten, verstärkt fühlen. Wenn ich etwa behaupte, daß jene deutsche Revue, die unter dem Namen »Literarisches Echo« sich bescheidet, sozusagen ein akustischer Reflex zu sein von allem Ton und Mißton aus deutscher Sprachwelt, und die kaum je — weder in der Rubrik »Zur deutschen Literatur« noch in der »Zum Schaffen der Lebenden«, noch als »Echo der Zeitschriften«, nicht unter »Kurze Anzeigen« nicht unter »Literargeschichtliche Anmerkungen« nicht unter »Nachrichten«, ja nicht einmal in ihrem »Büchermarkt« — einen Widerhall meines Sprechens verzeichnet hat, während sie aufhorcht, wenn ein Trottel in der Grazer Tagespost über einen Kretin eine Notiz schreibt; und die, wie ein Leser behauptet, nicht einmal die Tatsache des Buches »Die letzten Tage der Menschheit« vermerkt hat, während es ihr nicht entgangen ist, daß in der Krefelder Zeitung eine Individualität »Mehr Schiller!« fordert — wenn ich also sage, daß diese »Halbmotatsschrift für Literaturfreunde« ein schamloser Betrug an eben diesen ist, so werden die Psychologen, die ja längst erkannt haben, daß mein ganzes Tun auf eine Erwähnung im »Literarischen Echo« abgezielt ist, des Motivs der gekränkten Eitelkeit habhaft werden. Sie haben es eben viel leichter, mich zu bewerten, als ich es habe, sie oder die deutschen Literaturkritiker zu bewerten. Dabei mögen sie mir nicht einmal glauben, daß ich eine Erleichterung fühle, wenn ich ausnahmsweise einmal statt meines Falles einen anderen heranziehen kann, der freilich, da ich so wenig lebende Werte gelten lasse und diesen gemeinhin keine Unbill widerfährt, schon der eines Toten sein muß. In meinem Fall hat das »Literarische Echo« zwar nicht die schäbige Ausrede der Tageskritik, daß ihr meine Bücher nicht zur Besprechung zugehen — ein Faktum, das meine Psychologen hin und wieder stutzig macht —, aber es kann immerhin behaupten, es habe keine Kenntnis von ihnen. »Unter dieser Rubrik«, so bemerkt es an der Spitze seiner Statistik der Neuerscheinungen, »erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, *gleichviel*, ob sie der Redaktion zur Be-

sprechung zugehen oder nicht«, und da das »Literarisches Echo« auch aus keiner Zeitung und fast keiner Zeitschrift etwas über meine Bücher erfährt, ja neuestens selbst im Buchhändlerbörsenblatt keine Anzeige finden wird, weil ich, um die meinen Büchern angemessene Verbreitung zu sichern und den Käufern überflüssige »Zuschläge« zu ersparen, wie den Verleger so nunmehr auch die Buchhändler entbehrlich zu finden beginne, so kann es wohl eine Kenntnis, die es verpflichtet wäre, sich zu verschaffen, in Abrede stellen. Mein Fall bietet also wirklich insoferne die größten Schwierigkeiten, als er sich — entsprechend meinem bekannten Ehrgeiz, von der deutschen Literatur beachtet zu werden — geflissentlich sogar der Statistik entzieht. So erklärt es sich ja schließlich auch, daß der Kürschner'sche Literaturkalender, der in seinem neuesten Jahrgang nur bei den bedeutenderen Autoren, wie etwa Paul Cohn und Bettauer, die Werke anführt, bei mir sich mit dem Geburtsdatum begnügt, während er wieder meinem Biographen durch die Erwähnung gerecht wird, daß er das Werk »Karl Kraus und sein Werk« geschrieben habe, das allerdings noch wichtiger ist als die Werke, die der Kürschner'sche Literaturkalender anführt. Aber man glaubt gar nicht, wie mich die Abwechslung erfrischt, die maßlose Impertinenz und die bodenlose Ignoranz des literaturgeschichtlichen Gewerbes, die sich an meiner Materie durch und durch dokumentieren, einmal, unangefochten von dem Verdacht, daß pro mundo pro domo gesprochen sei, an einem anderen Beispiel fassen zu können. Also da wagt es nun wirklich dieser Wisch, der sich als ein literarisches Echo den Literaturfreunden offeriert, über eine Claudius—Ausgabe eine neuberliner Schnauze wie folgt zu Wort kommen zu lassen:

Auch die Großen unter den Dichtern gehen mit einem verhältnismäßigen leichten Päckchen in die Ewigkeit ein — die Last vieler Bände, vielleicht gerade Ruhm und Preis ihrer Tage, fällt von ihnen ab, und es bestehen vor dem Richterstuhl der Jahrhunderte bestenfalls ein Dutzend Lieder, eine Handvoll Novellen, ein Schauspiel oder zwei. In diesen blüht ewiges Leben, aber der Rest gehört den Literarhistorikern.

Die Erkenntnis, daß der Rest zum Schweinefüttern taugt, wäre so uneben nicht und wenn nur ein Dutzend Lieder einer edleren Bestimmung vorbehalten ist, so würde das immerhin nicht wenig bedeuten, wiewohl die Vorstellung, daß der Schmierer, der auf dem Richterstuhl der Jahrhunderte sitzt, auch »eine Handvoll« Novellen und einen Mundvoll Frechheit präsentieren kann, die Nachwelt der »Großen unter den Dichtern« schon recht unwirtlich macht. Aber wer würde nach dieser Einleitung zweifeln, daß unter diese Großen eben Claudius gezählt werden soll, der ja wahrhaftig mit einem Dutzend Lieder alles aufwiegt, was vor und nach ihm deutsche Lyrik hervorgebracht hat? Wer würde, wenn ein Claudius mit einem leichten Päckchen in die Ewigkeit eingeht, nicht erwarten, daß ein Tagschreiber des »Literarischen Echo« mit dem Hut in der Hand aus dem Weg zu treten sich beeile? Claudius gehört doch zu den Großen, die jener meint? Wie? Er redet noch etwas?

Was von den Großen gilt, gilt doppelt von den Kleinen. Matthias Claudius gab seine »Sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten« in acht Bänden heraus, und wenn sie nicht die Chodowieckischen Kupfer enthielten, so würde kein Mensch heute nach ihnen Verlangen tragen.

Und anstatt daß die Schnauze nun im Schrecken vor sich selbst verstummte, fährt sie fort:

... Die Auswahl ist geschickt und die Ausstattung niedlich, aber — Hand aufs Herz — leben nun wirklich diese 251 Seiten, leben mehr als drei Gedichte und 12 Zeilen Prosa?

Da man gesonnen ist, die Hand ganz wo anders hin als aufs Herz zu legen, nämlich auf Körperteile, die vorhanden sind, findet man es nicht der Mühe wert, dem Literarischen Echo zurückzusagen, daß drei Gedichte oder 12 Zeilen Prosa, die leben, mehr sind als 24 Jahrgänge des Literarischen Echos, die bis zu den Prosazeilen dieser Kritik erschienen sind. Man sollte es nicht glauben, aber es ist der Fall: der Bursche wird über Claudius witzig! »Schlichtheit des Gemütes«, resümiert dieser Richter der Jahrhunderte, stelle sich nicht »als Ersatz für mangelnde Fleischportionen« ein und »auch in ungeheizten Räumen«, ergänzt er nicht ohne Geistlosigkeit, könne »die Seele auf komplizierte Weise frieren«. Überdies müsse »die Schlichtheit — wenn sie kommt! — aus eigenem Erleben quellen, sie muß aus unserem Fühlen und Denken geboren werden, sie muß von 1922 sein«, woraus wir immerhin entnehmen können, daß so etwas fühlt und denkt. Die Schlichtheit des Wandsbecker Boten aber sei von 1775 und uns fremd. Es habe »keinen Sinn, daß wir uns zur Schlichtheit des Veters Asmus zwingen, unsere Schlichtheit hat andere Wurzeln und ist eine Sehnsucht zu anderen Ufern!«, so dekretiert der Richter. Nun sind wir doch immerhin auf die Wurzeln begierig, die die Schlichtheit des »Literarischen Echo« hat, und speziell auf die Ufer, zu denen seine Sehnsucht zielt. Ich blättere, um vielleicht in dem gleichen Heft auf das lyrische Beispiel einer Schlichtheit zu stoßen, die von 1922 ist, aus dem Fühlen und Denken des »Literarischen Echo« geboren ward und ihm darum ganz anders imponiert als die des Mannes, der die drei Gedichte »Abendlied«, »Phidile« und »Der Tod und das Mädchen« geschrieben hat. Siehe da, ich habe das Beispiel gefunden. *Lissauer* heißt der Dichter, und seine Schlichtheit ist offenbar ein Ersatz für mangelnde Fleischportionen, nämlich bei den Literaturfreunden, während er selbst mit solchem Ersatz keineswegs vorliebzunehmen scheint. Das wird uns gleich verständlich sein, wenn wir erfahren, daß er ein geistiger Schwerarbeiter ist, wie es deren wenige gibt. »In seiner Studie über Ernst Lissauer« — so wiederholt das Echo, dem nichts Bemerkenswertes im deutschen Zeitschriftenwesen entgeht — »spricht Heinrich Meyer—Benfey (in der »Hilfe«) über das Dionysische und Apollinische in dem Wesen dieses Dichters«. Beides trete bei Lissauer gleich stark und wesentlich hervor.

Lissauer macht in vielem den Eindruck einer Naturkraft: Das überströmende Mitteilungsbedürfnis, das lebhaftes, aktive und aggressive Temperament, es ist, als ob er mit Elektrizität geladen sei und das ganze Zimmer damit fülle.

Ich würde demnach, da ich meine Ruh haben will, empfehlen, den Lissauer hinauszwerfen, aber selbst ich wäre sogleich umzustimmen, denn:

Daneben liegt, *zuweilen* unmittelbar angrenzend, eine unglaubliche Zartheit und Liebenswürdigkeit, etwas Leises und Entrücktes, wie es besonders spürbar wird *zuweilen*, wenn er auf dem Klavier phantasiert.

Und damit wären wir bei der Schlichtheit, das heißt bei jener von 1922, die Lissauern so wohlthuend von Claudius unterscheidet.

Krieg und Musik — es sind die Pole seines eigenen Wesens, deren Antithetik sich durch seine gesamte Dichtung zieht.

Bemerkt feinsinnig Meyer—Benfey, ohne erst ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß diese Gegensätze in Lissauers Haßgesang gegen England *zuweilen* ihre Verschmelzung finden sollten. Dagegen ist er nicht in Verlegenheit, für den Dualismus in Lissauer die Erklärung zu finden:

Lissauers Elternhaus steht im innersten Berlin, und die großen historischen Stätten um den Gendarmenmarkt und das Schloß waren *der Schauplatz der Spiele des Kindes*. So mochte ihn früh der Geist der Geschichte einnehmen, hat er doch einen ungewöhnlich feinen Sinn für den *genius loci*, die geistige Atmosphäre eines Ortes, und so wurde Lissauer der Sänger des Preußentums in seiner eigensten und intimsten Ausprägung, in seinen Kriegshelden und —taten, — wozu er durch seine Abstammung (aus reinem Ostjudenblut) *gewiß nicht berufen schien*.

Bemerkt Meyer—Benfey, der auf jeden Einwand gefaßt zu sein scheint.

Aber in der Kultur ist das Blut nur von untergeordneter Bedeutung, andere Faktoren wiegen schwerer, und das Resultat ist schließlich immer unauflösbares Geheimnis.

Hier möchte ich, ohne mich Lissauer gegenüber auf solche Gewichtsbestimmung einzulassen, mir die Bemerkung erlauben, daß wenn zu den schwerer wiegenden Faktoren zuweilen eine günstige Presse und die Verlegerreklame hinzutreten, das Resultat, daß aus einem starken jüdischen Literaten ein starker preußischer Dichter wird, nicht mehr ganz so geheimnisvoll erscheint. Meyer—Benfey hat darüber freilich seine eigenen Ansichten.

Auch jener *geographische Umstand* hätte Lissauer nicht zum Preußendichter gemacht, wenn er es nicht kraft ursprünglicher Wesensverwandtschaft gewesen wäre.

Hier kommt nicht ganz klar heraus, ob als der geographische Umstand, der allein nicht ausgereicht hätte, Lissauer zum Preußendichter zu machen, die Tatsache verstanden werden soll, daß er Ostjude ist oder daß seine Eltern in Berlin auf dem Gendarmenmarkt wohnen. Aber, wie dem immer sei, nicht darauf kommt es an, sondern auf die Wesensverwandtschaft.

Diese gründet sich im *Elementarischen* und Eruptiven seiner Natur. Daher fühlt er sich gerade zu vulkanischen Gewaltmenschen, wie dem alten Dessauer, hingezogen.

Überflüssig zu erwähnen, daß nicht der alte Bankier dieses Namens gemeint ist. Sein besonderer Liebling aber war von früh auf Yorck.

Nun, das ist bloß die eine Seite der Lissauer—Natur. »Aber noch mehr«, ruft Meyer—Benfey,

ist er doch zu Hause im Reiche der deutschen Musik, ihm gehört er mit der anderen Seite seines Wesens, der zarten und innerlichen, der gelösten und entrückten an. Und da ist der Musiker, *in dem er zumeist lebt*, J. S. Bach, der deutscheste von allen, das innere Heiligtum der deutschen Musik ... Aber diese beiden Pole seiner Natur, *sie sind ja auch die beiden Pole des deutschen Wesens überhaupt*, die äußersten Gegensätze innerhalb des deutschen Geistes, beide gleich wichtig und gleich wesentlich. *Mit Yorck einerseits, Bach andererseits* ist der ganze Umfang des Deutschtums umschrieben.

Ich weiß nicht, wie es das Deutschtum mit seinen Polen hält und insbesondere mit seinen polnischen Juden, aber es ist gewiß angenehm zu hören, daß, wenn Bach das innere Heiligtum der deutschen Musik ist, in diesem Heiligtum wieder zumeist — nicht bloß zuweilen — Lissauer lebt. Das hat, wie man gleich sehen wird, seine Vorteile. »Potsdam und Weimar —«, seufzt Meyer—Benfey, »die Fremden können sie nicht zur Einheit zusammenschauen«, was ihnen vielleicht darum nicht so zu verdenken ist, weil sie während des Weltkriegs aus Deutschland nur Lissauers Haßgesang auf England zu hören bekommen

haben, »und auch wir müssen beschämt bekennen« — räumt Meyer—Benfey ein —,

daß uns die Synthese nicht gelungen ist, daß wir gerade in der letzten Zeit am weitesten davon entfernt waren.

Nur in den Helden der Befreiungskriege, in Kleist und Fichte, in Stein und Gneisenau sei die Einheit des militärischen und des geistigen Deutschland Tatsache gewesen.

*Und sie steht wieder vor uns in der Dichtung Lissauers ... In ihr haben wir heute den reinsten und vollständigsten Ausdruck des deutschen Wesens.*

Sagt Meyer—Benfey, und es mag traun die froheste Botschaft sein, die Deutschland, der Aufrichtung bedürftig, jetzt empfangen konnte und an die sich wohl auch für die übrige Welt wieder die Erwartung knüpfen mag, daß sie an einem so aussehenden deutschen Wesen — denn so siehste aus — genesen werde. Halten wir aber einmal so weit, so wird sie auch uns nicht länger den Anschluß verwehren, uns, die wir ja unsererseits den reinsten und vollständigsten Ausdruck österreichischen Wesens in Hans Müller haben, in dem die Einheit des militärischen und geistigen Österreich, die Synthese von Schönbrunn und Brünn, von Conrad v. Hötzendorf und Korngold Tatsache geworden ist. Man könnte aber auch einen anderen österreichischen Dichter zum Vergleich heranziehen, in dessen Lebensanschauung Humanität und Infanterie zur Einheit verschmolzen sind, und mithin unter Berücksichtigung aller geographischen Umstände, Lissauer einen koscheren Wildgans nennen. Das Gemeinsame aller dieser Erscheinungen ist, daß sie die Einheit des militärischen und des geistigen Wesens ihres Vaterlandes während des Weltkriegs auch auf einem militärisch—geistigen Posten bewerkstelligt haben, nämlich im Kriegsarchiv, wobei aber entsprechend seinem aktiven und aggressiven Temperament sich doch Lissauer am weitesten vorgewagt hat, indem er geradezu eine Frontzeitung redigierte. Jedenfalls aber unterscheidet er sich zu seinem Vorteil von Claudius dadurch, daß seine Schlichtheit tatsächlich die von 1922 oder doch mindestens die von 1914 ist. Auch Claudius hat ja ein Kriegslied geschrieben, aber wie anders steht Lissauer vor dem Richterstuhl der Jahrhunderte da, er, der doch während sich Claudius begnügte, für den Schmerz, daß »leider Krieg ist«, dürftige Worte zu finden, vielmehr dem Wunsch, daß Gott England strafen möge, packenden Ausdruck geliehen hat. Es ist somit unbestreitbar, daß wir nicht in der Dichtung Claudius, sondern in der Lissauers heute den reinsten und vollständigsten Ausdruck des deutschen Wesens vor uns haben, umsomehr, als dessen Persönlichkeit ja auf den ersten Blick auch als Ersatz für mangelnde Fleischportionen in Betracht kommt. Daß sich aber eine deutsche Zeitschrift, die sich demgemäß »Die Hilfe« nennt, mit ihr so liebevoll einläßt und daß es ein »Literarisches Echo« wiedertönt, während es für Claudius einen Rülps erübrigt, ist doch einmal ein Faktum, das, so wenig es mich selbst betrifft, meiner Meinung recht gibt, daß die Literaturkritik des heutigen Deutschland das schädlichste, schändlichste und auspeitschenswerteste Handwerk ist, das als die Synthese von Potsdam und Tarnopol gedacht werden kann.

---

## Kralikstag

Wohl rühme ich mich, ein Durchschauer jeglichen dekorativen Betrugs zu sein, mit dem, gleich dem Verfahren, Bäume blau und rot zu färben, jüdisches Preßgift die geistige Kultur für die Abtötung der Wurzel entschädigt. Aber in Erkenntnis und Verdammnis des Verbrechens alle konservative Kritik übertreffend, fühle ich mich doch immer wieder, innerhalb des Anspruchs auf Zivilisation, von Sympathie für die Giftmischer bezwungen, wenn mir bloß zwischen ihnen und den Hütern des Kulturguts die Wahl bleibt. Denn zuletzt vermöchte dem Menschen, der auch Nerven hat, kein Eindruck mit ähnlicher Gewalt des Grausens zuzusetzen wie der Anblick der christlichen, nationalen, vaterländischen oder sonstwie durch Bodenständigkeit selbst zum gemeinen Weltverkehr untauglichen Publizistik, die sich vom Übel nur durch den Mangel an allem unterscheidet, was sie befähigen könnte, sich ihm gleichzustellen. Wenn ich in einem Bild von stärkster Anschaulichkeit diesen Kontrast festhalten soll, so möchte ich solche, die noch die Kärntnerstraße der Achtzigerjahre in Erinnerung haben, an jenes Schauspiel erinnern, das vielleicht wie keine andere Spezialität oder Sehenswürdigkeit Wiens den ersten Anstoß zu einer Hebung des Fremdenverkehrs gegeben und bewirkt hat, daß seit damals der Gedanke an die Ausländer, die herbeiströmten, den Anblick zu bestaunen, nicht mehr zur Ruhe gekommen ist. Tagaus tagein gingen da zwei Prostituierte selbender, deren einer Riesenmaß weit über Menschliches hinauswuchs, die ein Koloß war in allen Dimensionen, über und über behangen mit Putz und Geschmeide, und die »das Sperrschiff« genannt wurde; während die andere, von ebenso unwahrscheinlicher Winzigkeit und Dürre, lemurenhaft, kaum einen Meter über den Strich sich erhebend, »das Kriecherl« hieß. Wie die Mücke neben dem leibhaftigen Elefanten, sonst nur im Sprichwort vorgestellt, die Verkörperung — soweit von solcher hier die Rede sein konnte — des Begriffs, den der Wiener in das Wort »z'niacht« kleidet, zog es neben jenem Ungetüm dahin, wandelten sie ihren Lebenswandel, und den Gymnasiasten, denen diese Sphäre an und für sich eine Fülle des Unbegreiflichen gewährte, war, nebst dem lebendigen Auschauungsunterricht über den Unterschied zwischen der russischen und der montenegrinischen Armee, von der Sirk—Ecke, wo die österreichische stand, bis zum Stefansplatz der verbotene Reiz der Ergründung gegönnt, welchen Liebhaberwert, jedes in seiner Art, diese Monstren doch darstellen mochten. Wohl war es nicht ausschließlich der Eindruck dieser Gestalten, den ich den »figürlichen Achtzigerjahren« als Dank aufbewahrt habe. Aber später, als mich längst schon die Prostitution des Geisteslebens abgelenkt hatte, stand das Sinnbild mir mit einer Deutlichkeit vor Augen, die selbst den unmittelbaren Eindruck von ehemals noch übertraf — ich erkannte, daß es die Neue Freie Presse und die Reichspost war ... Nun wird es gewiß schwerer fallen, sich für eine der Typen zu entscheiden, als dem Zwang, es zu tun, sich durch Selbstmord zu entziehen. Aber gleichwohl muß ich sagen, daß man über die raumfüllende Statur der Weltpresse noch immer leichter in den Weltraum gelangt, als an dem Grausal jener verhutzelten Leere vorbei in einen Abort zu flüchten. Die Hemisphären sollen ja nicht als Gefahrzonen verglichen sein, und daß da die christliche einfach nicht vorhanden ist neben der Neuen Freien Presse, in deren Bauchfalten die Welt versinkt, versteht sich mir längst von selbst. Nur die Maße einer Pein seien aneinander gemessen, die der Anblick dem Passanten zufügt, der durch nichts derlei am Vorwärtskommen behindert sein will, und da wird wahrlich das größere Hindernis zum kleinern. Ich brauche nicht zu betonen, daß mir nichts ferner liegt, als die Nützlichkeit der Originale, und selbst wenn sie mir den besonderen Ansprüchen genügen konnte, durch einen Vergleich mit den journalistischen Abbildern herabzusetzen, und man wird unschwer verstehen,

daß ich nicht dem Menschenwert vielleicht längst abgelebter Persönlichkeiten durch eine Beziehung auf tätige Repräsentanten des Geisteslebens nahetreten will. Andererseits möchte ich auch diese nicht durch einen Vergleich mit jenen in den Augen der bürgerlichen Moral herabsetzen, sondern nur durch einen Vergleich der beiderseitigen Maße der ästhetischen Betrachtung näherücken. Was aus jenen geworden sein mag, wer könnte es sagen, aber ihr Geheimnis, das Rätsel ihrer Gegensätzlichkeit haftet am Papiere, und wenn die Reihe welthistorischer Ungetüme seit dem trojanischen Pferd und dem Sperrschiff erst wieder in der Neuen Freien Presse seine angemessene Fortsetzung gefunden hat, so glaube ich, daß das zartere Geschwister eines Nachts von Kasmader geheuert wurde, woraus die Reichspost entstand.

In diesem Spiegel sehe ich das geistige Leben dieses Vaterlands. Was hier — neben einem Wirken in Technik und Quantität, das immerhin den Anschluß an die Welt findet, an ihrer Mißkultur teilhat und wengleich österreichisch, doch auch im Verein mit ihr hassenswert ist — was hier die Funktion hat, nur österreichisch zu sein, ist von einer so einzigartigen Verschrumpftheit, von so autochthonem Mißwuchs, daß nur die Unübersetzbarkeit verhindert, es zum ethnischen Studium der Welt zu machen. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, die in diesem Bereich auch nicht für voll gelten, läßt sich wohl sagen: Christlichsoziale und deutschnationale Literatur ist der Dilettantismus als geistige Richtung, das Analphabetentum als künstlerisches Prinzip, ist die Weltanschauung, die zwischen zwei Scheuklappen und einem Brett vor dem Kopf Raum hat, sich zu betätigen. Gefühle, Humore, Gesinnungen von einer so unerschöpflichen Banalität, daß man glauben würde, jede Familie müßte den Besitzer solcher Gaben als die rüdisige Ausnahme betrachten, verstecken und vom Verkehr mit der Außenwelt tunlichst abschließen, werden an Geselligkeitsabenden produziert, in Literaturvereinen gewürdigt und in der Parteipresse zum Vorbild erhoben. Reimereien von einer Ödigkeit und Mißhörigkeit, deren sich das Stammbuch eines Dienstboten schämen würde, bilden die Lyrik dieser Zirkel, deren bahnbrechende Dramatiker in der Schöpfungslinie von Werken wie »Am Tage des Gerichts« oder »'s Nullerl« fortwirken. Eine an klassischen Nachmittagen des Jubiläumstheaters oder gar »Benkeabenden« genährte Pathetik, die plötzlich und grundlos in den Ruf ausbricht: »Weh euch, ihr stolzeen Halleen!«, besteht ihre Talentproben, während die gereiften Jahrgänge sich von der Steueramtstätigkeit durch Schnadahüpfeln erholen, was zumeist von Ehepaaren exekutiert wird. Es wird eine Einteilung beobachtet, bei der sich das Verwechseln von Mußestunden und Musestunden aus einem unausrottbaren Hang zum Analphabetismus ergibt, wobei die diesbezügliche Muse zweifellos von der Resitant repräsentiert wird. Der Fremdheit, ja Feindlichkeit, mit der sie den jüdischen Dingen gegenüberstehen, werden sie häufig durch sarkastische Anspielungen gerecht, indem sie von »Kohnnationalen« sprechen oder mit drastischer Nachbildung der Sprechweise den »Morizche« an den »Datteleben« die Frage stellen lassen: »Woßu?«, die dieser zumeist mit: »Weiß jach?« beantwortet. In den Angelegenheiten des täglichen Lebens kommt der Frohsinn zur Geltung. Auf das Fleisch folgt die beliebte »Spehlmeis«; wenn es unerwarteter Weise regnet, wird so mancher diese Wahrnehmung in den Ausruf kleiden: »Ah, sie regnet!«; die Tischlampe daheim wird kaum angezündet werden können, ohne daß ein heller Kopf zugleich ihre Abwandlung bis zur Pointe »Der Schlampen« versuchte, und niemand in der Runde wird mit dem Kompliment zurückhalten, daß einer, der um solche Einfälle nicht verlegen ist, ein Klassikaner sei. Spadifankerl und Schnidibumpferl, Satiriker, die sich hinter Pseudonymen wie Z. A. Spring, N. de Gall oder Wauwau verbergen, aber unschwer zu erkennen sind,

geißeln die Sitten, und der sanglante Ernst der Parole »Rrtsch — obidraht!« mündet in die zwanglose Unterhaltung eines Ramatama. Persönlichkeiten, deren geschärftem Auffassungsvermögen es zuzutrauen ist, daß sie, wenn man ihnen die Uhr der Zeit vorhielte, nach ihr greifen und sie in den Mund nehmen möchten, sind Humoristen, und die Polemiker ihrer Journale würden, wenn sie ihnen nahetreten wollten, von ihnen sagen, sie hätten vorzügliche (?) — »Witze« (!) gemacht, und womöglich noch boshaft »ei, ei« hinzufügen. Dazu steigt aus dieser Senkgrube von einer Geistigkeit, deren Mißgerüche unabwendbar und unbesiegbar sind, die Sehnsucht nach einem vagen Schönheitsideal empor, das ein Christbaumschmuck wäre, wenn nicht die Vorstellung seiner Bekenner noch die Harmlosigkeit unappetitlich und lächerlich machte. Denn diese Außermenschlichkeit, die die Fülle des Lebens nicht begreift, aber beschmutzt und sich nicht erhoben fühlt, sondern bloßgestellt vor den Reichtümern der Natur und der Liebe, sie verödet noch das leerste Ornament und entwertet noch die ausgedroschenste Worthülse. Doch wie wenn sie für die Verkürzung ihres Daseins durch die Mißform ihres Denkens entschädigt wären, retten sie sich in die Wut einer Gesinnung, in der sie die Spur alles Höhergearteten, das sie mit dem Instinkt ihrer Minderwertigkeit erwittern, todsicher mit ihrem Unflat bezeichnen. Welcher Orgien der Frechheit war diese fromme Einfalt nicht fähig beim Tode Peter Altenbergs, dessen Naturwesen sie mit dem Geburtsschein, dem im Geniefall trügerischsten aller Scheine, zu bestreiten suchten, also gegenüber einem Dichter, dessen beiläufigsten Federstrich in Vergleich mit den Meisterwerken der christlichen Literatur zu setzen eine Lästerung wäre. Nein, so unermeßlich weit wie hierzulande dürfte doch in keiner anderen Kulturzone die Kluft sein zwischen den Leistungen einer landeswüchsigen Geistigkeit und den Ansprüchen einer landläufigen Intelligenz. Nehmt alles nur in allem, was diese Piusbrüder und Cherusker, politisch oft uneins, verbunden im Mangel an allem und besonders im Neid auf das jüdische Talent, dem Pofel ein gefälliges Äußeres zu geben — was sie durch ihr Dichten und Trachten, Leben und Treiben der Welt zu bieten haben, ist von einer derart phantastischen Dürftigkeit, daß der Begriff »nebbich« einen arischen Ursprung offenbart, und von einer so ausgesuchten, mit nichts zu vergleichenden Häßlichkeit, daß die Sau, wenn es sie nicht grauste, wohl aus Mitleid geneigt wäre, ein paar Perlen vor sie zu werfen.

Nun geschieht es aber, daß das Wunder der Technik, die mit der sprödesten Materie fertig wird, selbst die deutsch—christliche Journalistik begnadet und daß durch jahrzehntelanges Mitansehen des Betriebs sich auch da eine gewisse Könnerschaft in Tonfällen herauszubilden beginnt, um der Welt das bare Untalent als falsche Münze anzuhängen. Die arische Kunst als solche ist viel zu echt, als daß sie sich dieser Entwicklung anpassen könnte, aber die arische Kritik versucht mit der semitischen Schritt zu halten in dem Bestreben, den Unwert zu veredeln. Natürlich hat sie es beiweitem schwerer, denn während die Judenpresse den Scheinwerten dieser Welt die Wohltat des Betrugs angedeihen läßt, durch den sie als Wert erscheinen, also aus dem Material der Unechtheit arbeitet, muß die christliche sich mit dem echten Unwert abstrapazieren. Die jüdische Kritik wird es leicht haben, den Kommiss, der wie Hölderlin dichtet, als Hölderlin auszugeben, während die antisemitische den Dilettanten, der zum Liebchen ein Triebchen vorrätig hat, als Dichter beweisen muß. Aber sie trifft, und mit aller natürlichen Unbegabung wird ihr dank dem Zauber der Profession, der selbst aus einer christlichen Feder die Redensarten und Termini nur so herausfließen läßt, dabei nicht mehr zustoßen als daß sie ein paar Fremdwörter verwechselt, was aber auch der jüdischen widerfahren kann, und der Mann, den sie zu loben unternimmt, wird, und



wenn er als Lyriker kein größeres Verdienst hätte als gefunden zu haben, daß Gott groß ist und der Himmel blau, und wenn neben dem was er hervorbringt der Kitsch ein Kunstwerk ist, als österreichischer Klassiker dastehen.

Das einleuchtendste Beispiel, an dem es ihr gelungen ist und das trotzdem und trotz aller bodenständigen Abneigung gegen Welsches dartut, daß die Armut von der Powerteh herkommt, ist der Fall des vaterländischen Dichters, dessen Geburtstagsfeier kürzlich von allen Geistern begangen wurde, zu deren Gunsten sich vorbringen läßt, daß sie kein jüdisches Talent haben, und zu deren Ungunsten, daß sie vergebens danach streben. Denn es ward »Kralikstag«, und sollte es einen Europäer gegeben haben, der neugierig nach der Bedeutung dieses zusammengesetzten Wortes war, so erfuhr er aus der Reichspost, daß der 70. Geburtstag eines Mannes gefeiert wurde, der als Dichter, Historiker, Universalist, Kulturschöpfer sowie Bannerträger und Wahrzeichen zwar seinesgleichen sucht, aber beim besten Willen nicht findet. »Haltet ein wenig inne in dem rasenden Tanz um den Mammon«; rief die Reichspost ihren Lesern, von denen man doch vermutet hat, daß sie ganz anderen Götzen dienen, vernehmlich zu; »denn dieser 1. Oktober ist ein Feiertag des Österreichertums«. Der »Garant österreichischer Wiedergeburt«, so nannte sie den Doktor Richard Kralik, *Ritter* von Mayerswalden, wobei sie durch die zuversichtliche Hervorhebung des Ritters anzudeuten schien, welches unsrer verlorenen Kulturgüter am dringendsten der Wiederherstellung bedarf. Dann, unter vorläufigem Verzicht auf das Prädikat, sagte sie: »Richard Kralik, das ist nur ein anderer Name für Österreich«; woraus man ersehen mochte, daß die guten Einfälle in der Weltgeschichte immer zu spät kommen, denn ehe dieser Staat verurteilt wurde, mit dem Namen »Österreich« das Oidium der Monarchie zu übernehmen und für diese das Blutbad auszutragen, hätte man ihm in Saint—Germain durch den Vorschlag, ihn einfach Kraliksreich zu nennen, Erleichterung schaffen können. Jetzt bleibt der Reichspost nichts übrig als die Hoffnung, daß Österreich, welches nun einmal so heißt wie es mit Recht heißt, wenigstens den Anlaß ergreifen werde, um dem Dichter »für all das Große und Herrliche«, das er für Österreich und die Österreicher, mich inbegriffen, gewirkt und geschaffen, einmal aus tiefinnerstem Herzen zu danken. Wie am Denkmal »eines anderen großen Österreichers«, Anton Bruckners, Engelshand die Dornzweige zurückhält, die an dem zeitlebens Vielverkannten und Vielverfolgten emporklettern, so sei es unerlässlich, auch »das tragische Los des Meisters zu mildern«, der — ja was ist ihm denn zugestoßen? Also »der an seinem Lebensabend den Zusammenbruch Österreichs erleben mußte«. Da das aber sämtlichen andern Österreichern auch widerfahren ist, von denen es freilich die Mehrzahl nicht als tragisches Los empfindet, so wäre es eigentlich notwendig, auch jedem von ihnen ein Denkmal zu errichten. Freilich ist die Reichspost nicht meiner Ansicht, daß sie es, wenns denn sein müßte, durch literarische Leistungen, die an die Kraliks zur Not hinanreichen, auch verdienen könnten. Im Gegenteil hält sie gerade ihn für einen Mann, der als Dichter wie als Denker über alle anderen Österreicher hinausragt, womit sie allerdings nur beweist, wie gering sie die Fähigkeiten ihrer Landsleute einschätzt. »Was haben wir Kralik nicht alles zu danken!« ruft sie und beginnt mit der Aufzählung seiner vorbildlichen Leistungen. »Daß er, um mit dem fast nie Erwähnten zu beginnen, seit Jahrzehnten nirgends fehlte«, sei es um die gute Sache zu fördern, »sei es auch nur durch das Opfer bloßer Anwesenheit«, das alles brauche nur angedeutet zu werden, »um die dankbare Zeugenschaft vieler Tausender aufzurufen«. In diesen Belangen grenze seine Aufopferungsfähigkeit ans Wunderbare, so daß eigentlich schon seine Bereitwilligkeit, keine Sitzung der Leogesellschaft zu versäumen, einen

Grund zu seiner Heiligsprechung bilden müßte. »Was wir Kralik verdanken?«, fragt die Reichspost, indem sie offenbar eine fingierte Frage jüdischen Fürwitzes abtun will:

»O, nur eine ganze Bibliothek von Werken eines zugleich schöpferischen und kritischen Geistes, der in allen Wissensgebieten und in allen Künsten daheim ist, eines Lyrikers, Epikers, Dramatikers, Tondichters und — wie u . a. der Wandschmuck seines Döblinger Heims bezeugt — Malers, eines Sprachmehrsers, Literatur— und Kunsthistorikers, Kritikers, Juristen, Philosophen, Kulturhistorikers, Politikers, Journalisten und Geschichtsschreibers großen Stiles<sup>1</sup>.«

Nun mag ja dieser Stil so groß sein, wie es der Phantasie der Reichspost entspricht: daß er auch so gut ist wie der Stil der Reichspost, steht leider fest. Die Vielseitigkeit Kraliks, sagt sie jedoch, sei unerhört in diesen Tagen, und meint, sein Fach sei eben das Fachlose, sein Ressort das Universum. Seine Absicht sei, den Zusammenhang der Dinge zu zeigen, »hinter den er gekommen ist«. Da sie aber auch versichert, daß jede Faser an Kralik schwarz—gelb sei, so dürfte der Zusammenhang der Dinge, hinter den er gekommen ist, kein anderer sein als der der pragmatischen Sanktion, welcher zufolge an der Spitze der Republik Österreich derzeit der Kaiser Otto steht. Was nun den Universalisten Kralik anlangt, so genügt schon ein Blick in das Fremdwörterbuch, um zu zeigen, wie die Reichspost hier Verstecken spielt, indem sie einem die Wahl läßt, Kralik für einen Philosophen zu halten, der danach strebt, alles zu umfassen, oder für einen Vertreter der Lehre, daß Gottes Gnade sich auf alle Menschen erstreckt. Wenngleich man ihr aber zutraut, daß sie dieser zweiten Bedeutung Kraliks den Vorzug gibt, so wird sie doch auch jener anderen gerecht:

Er ist nicht bloß Gelehrter, sondern Weiser, nicht nur Wissener, sondern die Schöpfung nachbildender Künstler, der von zusammenhanglosen Einzelheiten nicht befriedigt wird und sich nicht aufhalten läßt vom wesenlosen Scheine, sondern aus dem Ganzen und Vollen schöpfend nach der Vollendung strebt.

Auf diese Art sucht sie »die stupende Überall—Beschlagenheit« Kraliks zu erklären, während ich seine Universalität zugleich als eine Allbeschränktheit und als Universalität deuten möchte. Weltanschauung, sagt sie, sei »die Seele der ganzen Kralik—Literatur«. Dazu sei er sich seines Wertes und Ranges in der zeitgenössischen Literatur »bei aller persönlichen Bescheidenheit« wohl bewußt. So habe er einmal »in einem Briefe, der die Bedeutung seines Schaffens für das geistige und kulturelle Leben in Österreich—Deutschland betonen sollte, mit köstlicher Ironie geschrieben: Es sei ja gewiß wahr, Rosegger habe das Problem, ob 'i 's Diandl liab'n därf' ganz vorzüglich gelöst«, aber er, Kralik, behandle doch wichtigere Probleme. Zum Glück bin ich mir der Bedeutung meines Schaffens für das geistige und kulturelle Leben in Österreich—Deutschland auch nicht wenig bewußt und zumal seiner Bedeutung für Herrn Kralik, der es, wie seine Geschichte Wiens zeigt, höher einschätzt als ich das seine, und so vermute ich, daß Herr Kralik, der von selbst wohl nie auf den Einfall gekommen wäre, Rosegger als den Löser jenes Problems zu definieren, in seinem köstlichen Brief eher an ein Zitat aus der Fackel anknüpft, als daß ich es aus einem Brief des Herrn Kralik entnommen habe. Darin aber

---

1 Lächerlich. In **unseren** Tagen ist doch ein Doppeldoktor namens Görlach gar der Meinung, Karl der Große habe den Sachsen vom Collm bei Oschatz das Christentum gepredigt. Steht hier [www.welcker-online.de/](http://www.welcker-online.de/) Seinen Aufsatz »Sachsen raus!« hätte Karl Kraus als Satire nicht besser machen können.

würde er mir, bei aller persönlichen Bescheidenheit, wohl kaum Beifall zollen, daß ich, der jenes Problem schon als die Höchstleistung der ganzen völkischen Literatur anerkannt hat, ihn mit aller christlichen Demut nicht für fähig halte, Rosegger die Schuhriemen zu lösen. Welches ist denn sein Problem eigentlich? Die Reichspost bezeichnet bündig als dessen Kern »die Synthese von Antike, Christentum und Germanentum zu einer lebensvollen Kulturdreieinigkeit«. Obzwar sowohl sie wie er selbst sich von einer anderen Dreieinigkeit noch überraschendere Wirkungen versprechen, so hofft sie, daß Kraliks Arbeit, eine organische Verbindung herzustellen, die, schon »vom Mittelalter mit Höchstes versprechenden Erfolgen in Angriff genommen«, hierauf durch die Reformation stillgelegt, »nun wieder fortentwickelt werden muß« und uns helfen wird, die kulturfeindliche revolutionäre Verneinung zu überwinden und »zu einer neuen Kultur zu gelangen«. Aus dem Boden dieser genial erschauten Erkenntnis sei »der Baum des Kralikschen Lebenswerkes zu seiner gigantischen Höhe und Breite emporgewachsen, blüten— und fruchtebeschwert«. Unser Verhängnis sei es, »uns den Früctesegen nicht rechtzeitig und nicht in dem wünschenswerten Maße zunutze gemacht, ihn überhaupt zu wenig erkannt, unseren Vorteil nicht genügend wahrgenommen zu haben«. Denn was Kralik will, ist noch weit mehr als was Millenkovich gelungen ist, der bloß das christliche und das germanische Schönheitsideal verschmolzen hat und zwar zu einem christlich—germanischen Schönheitsideal, während Kralik auch die Antike heranzieht, was schon eine ganz gehörige Synthese ergibt. Wir sind, wie es denn so die Art des Österreicherers ist, wieder einmal auf halbem Wege stehengeblieben, und haben zwar Millenkovich zum Burgtheaterdirektor gemacht, aber Kralik zum nemo propheta in sua patria. »Und so kam es denn«, sagt die Reichspost, »daß das österreichische Haus von seinen Feinden umzingelt, überwältigt und 'wüste gelassen' wurde«. Und wer war der Rufer in der Wüste? Kralik.

Ein, sein eigenes Selbst und *die Voraussetzungen seines Bestandes erkennender*, von Lebenswillen beseelter, *auf Selbstschutz bedachter Staat* hätte an den Werken eines so schöpferischen Genius, der da mit Tief— und Fernblick eines Weltweisen, mit der heißen Leidenschaft eines Propheten, mit der eindringlichen Beredsamkeit höchsten Künstlertums Wege zum Licht wies, nicht gleichgültig vorübergehen dürfen. Er hätte sie sich fruchtbar machen, sie hegen und pflegen, er hätte ihnen allenthalben Bühnen und Vortragssäle, *Presse und Reklame zur Verfügung stellen müssen*, wohl beherzigend. *mea res agitur*, es ist meine eigenste Sache, für die ich mich da einsetze, *wichtiger noch als die Wehrmacht, für die ich Milliarden bereitstelle*. Denn *noch mehr als auf Rekruten und Skoda—Kanonen kommt es, wir haben die schmerzliche Probe aufs Exempel gemacht*, auf den Volksgeist an. *Mit Kralik—Geist* hätten die österreichischen Herzen erfüllt werden müssen, die junge Generation im Geiste der Werke Kraliks unterrichtet werden, seine Bücher als die *eines wahrhaften Magister Austriae* in jeder Schule und jeder öffentlichen und Leihbibliothek einen Ehrenplatz einnehmen müssen. Aber der österreichische Staat und die große Gesellschaft der Vorkriegszeit standen dem Schaffen Kraliks gegenüber beiläufig auf dem bequemen »*Wer—hats—Ihnen—denn—g'schafft?*«—Standpunkt des guten Kaisers Franz gegenüber dem kleinen Beamten Castelli, der geglaubt hatte, den Kampf gegen Napoleon durch Anfertigung patriotischer Lieder unterstützen zu sollen.

Und was hat man statt dessen getan? Statt die Voraussetzungen seines Bestandes zu sichern und zu diesem Behufe Kralik—Geist zu verbreiten, hat man Serbien ein Ultimatum geschickt. Wenn man schon den Weltkrieg führen mußte, so hätte man ihn gewiß nicht verloren, wenn man rechtzeitig die Kralische Synthese von Antike, Christentum und Germanentum ausgebaut und vertieft hätte. Statt dessen wurden die Österreicher einrückend gemacht, Skoda—Kanonen gebaut und die andere Dreieinigkeit angefleht, sie zu segnen. Man sieht, es ist das erstemal, daß die Reichspost nicht die Republik, sondern die Monarchie für die Niederlage verantwortlich macht, ja dieser gegenüber sogar auf dem bequemen »Wer—hats—Ihnen—denn—g'schafft?«—Standpunkt steht. Sie hat den ganzen Krieg hindurch gehofft, er werde eine Renaissance des österreichischen Denkens und Handelns heraufführen, aber nun findet sie, daß etwas Kralik—Geist uns das ganze Stahlbad, nach dem sie so lebhaft verlangt hat, erspart hätte. Mehr als das, sie macht dem Staat, der das Prestige auf falschem Wege suchte, sogar einen Vorwurf daraus, daß er Herrn Kralik nicht die Presse zur Verfügung gestellt und nicht einmal die Reichspost veranlaßt hat, noch mehr Reklame für ihn zu machen. Doch bemüht sie sich, das Versäumte nachzuholen. Ja sie nimmt sich heute kein Blatt vor den Mund. Scheut sie doch selbst nicht davor zurück, gegen den Majestätsbeleidigungsparagraphen zu verstoßen, indem sie den guten Kaiser Franz, dessen Gestalt ihr bisher ehrwürdig war, dem öffentlichen Spotte aussetzt. Aber um Kraliks willen muß selbst dieses Opfer gebracht werden; denn es ist Pflicht der Republik, gutzumachen, was die Monarchie an ihm gesündigt hat.

Nicht einmal das Schauspiel »Maximilian«, nicht einmal das Epos des österreichischen Heroenzeitalters, der die Volks— und Kriegerpoesie der Türkenzeit zusammenfassende *flotte* Sang vom »Prinz Eugen, dem edlen Ritter« weckte das Interesse der am meisten Interessierten.

Das mag freilich darauf zurückzuführen sein, daß man sich für den Überfall auf Serbien mit dem schon eingelebten Prinz—Eugen—Sang hinreichend versorgt glaubte.

Gerade daß man die Gnade hatte, private Veranstaltungen, wie die *zündenden* Aufführungen des volkstümlichen Weihnachtsfestspieles zu Beginn der neunziger Jahre und ein Jahrzehnt später die glänzende Vorführung patriotisch—religiöser Szenen, die Kralik aus Calderon übertragen und bearbeitet, mit freundlich—offiziöser Miene zu begleiten ... Dem Staat selber fehlte jenes Verständnis für die Bedeutung solcher Propaganda, das einst Athen auszeichnete und Preußen zwischen Friedrich II. und Bismarck—Moltke in die Höhe gebracht hat.

Ja, wenn wir schon die Synthese mit der Antike und dem Germanentum gehabt hätten, wäre das ganz anders gewesen. Aber schließlich muß man bedenken, daß Athen zwar die Devise hatte: leben und leben lassen, aber dadurch doch nicht behindert war, einem seiner hervorragendsten Universalisten, den Kralik selbst als einen seiner Vorgänger bezeichnet, den Schierlingsbecher zu reichen, während Kralik nach einem dornigen Leben bloß der Zusammenbruch der Monarchie widerfahren ist. Die Reichspost, die entschieden gegen Österreich voreingenommen ist, meint indes, »Kralik der Deutsche« habe auch keine erfreulicheren Erfahrungen gemacht.

Er, der als *deutscher Homer* durch die monumentale Sammlung, Vereinheitlichung und Verschmelzung unserer nationalen Mythen und Sagen zu einem Götter— und Heldenbuch, zu einer gewaltigen *Epopoe* im Nibelungenvers, die den ganzen großen Schau-

platz der Völkerwanderung und alle Völker Europas in das Riesenszenarium einbezieht, durch die lichtvolle Deutung der deutschen Sagenstoffe dem Deutschtum einen größeren und bleibenderen Dienst geleistet, für es mehr werbende, erobernde Arbeit getan hat, als irgend einer seiner Zeitgenossen, etwa Richard Wagner allein ausgenommen!

Was Kralik den deutschen Homer anbelangt, so läßt sich der Vergleich immerhin durch die Wahrnehmung stützen, daß man zuweilen bei ihm schläft. Nur die Reichspost, die eine gewaltige Epopöe durch eine aparte Schreibart dem Verständnis der breiten Masse näherrückt, ja geradezu populär macht, bleibt munter und steht nicht an, auch ihren treuesten Anhängern eins zu versetzen, wenn sie sie im Verdacht hat, einer der Gelegenheiten, die Kralik ihnen zu einer neuen Kultur bot oder denen er das Opfer seiner persönlichen Anwesenheit brachte, ferngeblieben zu sein. Sie fühlt sich verpflichtet, auch die Verkennungen und Kränkungen, die Kralik dem Katholiken im eigenen Lager widerfahren, »der Wahrheit und Genauigkeit halber« zu erwähnen, und resümiert:

Es gehört zu Kraliks schönsten Ruhmestiteln, daß er sich durch keine der vielen Widrigkeiten entmutigen, beirren oder auch nur das Konzept verderben ließ. *Er blieb immer er.*

Daß eben dies seine tragische Schuld ist, will die Reichspost nicht wahr haben. Ganz im Gegenteil rafft sie noch einmal ihre ganze Begeisterungsfähigkeit zu dem Ausruf zusammen:

Freuen wir uns *des Privilegs, Zeitgenossen, Mitbürger, Jünger dieses Großen sein zu dürfen.* Erheben wir zuversichtlich die Häupter, schöpfen wir Mut und Vertrauen für unsere, die gute und gerechte Sache, aus dem Anblicke und gewinnreichen Studium des gewaltigen Werkes, das in seinen Riesenmaßen noch lange nicht ein abgeschlossenes »Lebenswerk« darstellt, sondern, so Gott will, noch kühne Erweiterungen und Ergänzungen zu erwarten hat. Beglückwünschen wir uns zu dem kostbaren, alle bereichernden Besitz, der *verläßlichen Bürgschaft* eines schöneren Morgen, *österreichischer Wiederauferstehung, deutscher Wiedergeburt!* Denn Kraliks Werk kann nicht vergeblich gewesen sein, kann nicht verwehen; es ist Aussaat, der einst reiche Ernte sicher ist. Benützen wir den Patriarchentag, der *dem Gottbegnadeten* vergönnt ward, nicht, um ihm »den verdienten Dank abzustatten« — wer vermöchte dies! —, sondern um ihm durch unsere Huldigungen zu bekunden, daß wir ahnen und fühlen, wie vielen Dank ihm Gegenwart und Nachwelt schulden!

Die nun folgenden Huldigungen, bei denen die Jugend ein begeistertes Bekenntnis zu Kralik ablegte, während Herr Kunschak den Bannerträger der Ideale in ihm pries, worauf sich die Festteilnehmer zum Festzug reihten, gaben der Reichspost Gelegenheit, eine neue menschliche Eigenschaft zu entdecken: die »Kralik—Zuversicht«. Es ließ sich nämlich beobachten, daß in allen Anwesenden die Kralik—Zuversicht belebt und gestärkt war, und demgemäß waren auch alle Festredner darin einig, daß sie ihren Kralik nicht entbehren können, daß sie ihn alle brauchen, und zwar »nicht einzelne Teile, sondern den ganzen Kralik, die großartige Synthese, die er geschaffen hat«. Kralik dankte, hielt eine Lobrede auf seine Bescheidenheit, die durch soviel Komplimente gefährdet werde, verglich sich mit Sokrates, der sein Vorgänger in manchen Dingen gewesen sei, und griff auch sonst auf die Antike zurück, indem er hervorhob, daß sich die Kämpfer bei den Olympischen Spielen bis zum

äußersten angestrengt hätten, weshalb auch wir uns bis zum äußersten anstrengen müßten, »mit unseren Pfunden, unseren Talenten wuchern bis zum äußersten«. Kralik scheint hierbei entweder von der Voraussetzung auszugehen, daß die Währungsgemeinschaft mit der Antike und dem Germanentum bereits vollzogen ist, oder er übersieht, daß wir weder genug Pfunde noch attische Valuta haben, um mit allem Talent zum Wuchern auf einen grünen Zweig zu kommen. Wenn wir trotzdem mit jener Zuversicht, die nach ihm ihren Namen führt, in die Vergangenheit blicken können, so tun wir dies im Vertrauen auf eine Jugend, die, wenn sie dereinst ausziehen sollte, um dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist und was ihm die Republik genommen hat, entschlossen ist, nicht heimzukehren, ohne vorher im Zeichen Kraliks gesiegt zu haben, und die schon heute so weit hält, daß ihr ein Kralikstag über einen Benkeabend geht. Freilich tritt sie unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen auf den Plan als die Generation, die ihr vorangegangen ist und die trotzdem die Gelegenheit versäumt hat, den unvermeidlichen Zusammenbruch hintanzuhalten. Ein Freund des Hauses Kralik erinnerte daran, »was die jungen Leute vor zwanzig Jahren dortselbst gefunden haben: eine Art platonischer Akademie«. Ob in ihr die Spitzen des Gralbundes vertreten waren und ob von ihr schon jene Anregungen ausgegangen sind, die sich späterhin zu der Erkenntnis »Schwarzgelb bis auf die Knochen« vertiefen sollten, ist unbekannt. Gewiß ist aber, daß sie als das Muster einer vollkommenen Staatsverfassung nicht die platonische Republik, sondern die platonische Monarchie aufgestellt hat, und wenn es trotzdem nicht gelungen ist, diese dem angestammten Herrscherhause sowie dieses ihr zu bewahren, so liegt die weltgeschichtliche Schuld nicht an dem Lehrgebäude und seinem Schöpfer, sondern an jenen Mächten selbst, die in blindem Gottvertrauen und ohne Kralik—Zuversicht in den Tag hinein gelebt haben und in ihr Verderben gerannt sind, indem sie die einfachsten Vorsichtsmaßregeln außer acht ließen, nämlich rechtzeitig durch Verwendung von Kralik—Geist für ihre Erhaltung zu sorgen. Das weiß man heute, wo es zu spät ist, nur zu gut und so kann es denn auch nicht überraschen, daß am Kralikstag mit manch bitterem Wort nicht zurückgehalten wurde und daß alle einig waren in der Frage:

Wäre es wohl zum Zusammenbruch der Donaumonarchie gekommen, wenn bei ihren Völkern an Stelle jüdischer, liberaler, sozialistischer Historiker ... die Kraliksche Geschichtsauffassung propagiert worden wäre? (Rufe: Sehr richtig!) »In Deinem Lager ist Österreich«, sagte Grillparzer von Radetzky und muß es die Gegenwart vom Kralik der letzten Jahrzehnte sagen.

Diese Forderung ist leider aus dem Grunde geeignet, Verwirrung in die Reihen der Österreicher zu tragen, weil diese kurz vorher aus der Zeitung 'Die Monarchie' die Parole empfangen hatten: »Deshalb schart euch alle um seine Fahne, er hält des Reiches Banner hoch! Folgt diesem Führer, denn in seinem Lager ist Österreich!«, es war aber der Kuno Hoynigg gemeint, und wiewohl sofort nachdem sich die Reihen zu formieren begonnen hatten, die Monarchie einging, also ganz im Geiste der Institution nach der sie ihren Namen führte, so wird es dennoch angebracht sein, Kralik dem Bruderzwist über das Haus Habsburg zu entrücken und gemäß seinem höheren Standpunkt als Weltweiser wie auch im Sinne eines Festredners, der da gesagt hatte: »Kralik gehört allen, weil er über allen steht«, ihm die andere, noch verfügbare Mission Radetzky's anzuvertrauen, nämlich obazuschauen. Funder selbst schien zu meinen, daß angesichts aller Versäumnisse nur dies noch übrig bleibe. Es wäre »viel anders gekommen«, sagte er, »wenn in dem österreichischen Geschichtsunterricht mehr Kralik gewesen wäre«. Sonst rühmte er noch von

ihm, »wie wenige andere, habe Kralik die Notwendigkeit der Presse für die Verbreitung großer Ideen erkannt«. Wenn ihn die Redaktion rief, sei er immer gekommen.

Und ich glaube, wenn heute vom Saturn *etwas Unbekanntes* auf die Erde fiel und uns allen andern von dem ungeheueren Geräusch noch die Ohren gellten, so würde ich über das Ereignis, wenn die ratlose Redaktion sich an Dr. v. Kralik wenden würde, drei Stunden später einen feinen, geistreichen Artikel auf dem Schreibtisch haben. (Heiterkeit.)

Das ist leicht möglich, aber ich hingegen glaube, daß derzeit die Gefahr, die zum Endsieg für eine blutgierige Schreiberwelt zu fürchten war, leider abgewendet ist: nämlich daß vom Saturn etwas Unbekanntes in die Redaktion der Reichspost fallen könnte, umsomehr, als die Saturnleute schon durch den Umstand wesentlich beruhigt sind, daß mit den »Wiener Stimmen« das gräßlichste Geräusch, von dem ihnen selbst die Ohren gegellt haben, Gottseidank verstummt ist. Höchstens, daß sie ihnen noch weh tun könnten von Funders Gelöbnis, welches er am Kralikstag feierlich ablegte:

Wir wollen würdig sein Deines *Vertrauens in Deinem Volke*.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die Auswirkungen eines so universalen Geistes von allen Gebieten und Gegenden her, die er befruchtet hat, in Festartikeln untersucht wurden. Über »Kralik und die Schweiz« weiß ein Freiburger Universitätsprofessor, der nach Wien geeilt ist, um in ihm den »stärksten Expressionisten der letzten Jahrzehnte« zu begrüßen, Charakteristisches auszusagen. So erfahren wir unter anderm, daß der Bischof von Chur, Schmied von Grüneck, »den bei Kralik versammelten Gralbund aufsuchte und sich in zweistündiger Unterredung informieren ließ«, und daß ein Schweizer Student »geradezu von Kralik schwärmte«. Die Kraliksche Gedankenwelt fand immer mehr Eingang in die Schweiz. Er selbst habe einmal mit Kraliks Weltgeschichte »eine angenehme Erfahrung gemacht«, indem er sie einem Hausnachbarn lieh, der auch Kirchenrechtslehrer ist. Die Wirkung war überraschend.

Als ich ihn nach einigen Tagen traf, sagte er mir, die »Weltgeschichte« gefalle ihm sehr gut. Wieder nach einigen Tagen sagte er, sie gefalle ihm immer besser, je mehr er lese. Bei seinem dritten Gespräch erklärte er, er sei ganz entzückt von dem großartig und glänzend geschriebenen Werke.

Ich muß gestehen, daß ich mich viel zögernder verhalten habe und viel schwerer zu gewinnen war. Als mir einmal ein kleiner Junge, dem in der Schule Kraliks Literaturgeschichte angehängt worden war, diesen Leitfaden zeigte, blätterte ich darin, und ich glaube mich zu erinnern, daß Kralik den Versuch macht, Schiller zum Katholizismus zu bekehren und den Wallenstein als eine Art Dank an Haus Österreich zu interpretieren. Als ich aber zu der Stelle kam, wo Kralik von Voltaire sagt: »Der Tor«, da ließ ich — ohne jedoch dabei an Kraliks Epen zu denken — ein homerisches Gelächter erschallen und trug mit jener Begierde, die er dem Ketzer gegenüber keineswegs verleugnen kann, das Büchlein zum häuslichen Herd, um es eines raschen, aber sicheren Feuer-todes sterben zu lassen und um wenigstens in einem Fall dem Nachfolger des Sokrates den Vorwurf zu ersparen, daß er die Jugend verderbe. Trotzdem kann ich nicht übersehen, daß Kralik heute der Hulder viel hat. Sogar das Neue Wiener Tagblatt, dieses kommerzielle Heiratsbüro, das Wiener Kaufleute auf Lager hat und neuestens wieder eine frische Partie bekommen haben soll, läßt es sich nicht nehmen, in Kralik den Reinen zu feiern, der »in unsrer allem Verklärten und Geistigen abgewendeten Zeit einem Mann gleicht, der

die Zeit vergessen hat«. Da das Neue Wiener Tagblatt es somit unternimmt, einem Vertreter der katholischen Weltanschauung zu huldigen, so braucht es dazu einen Christen, und Herr Rudolf Holzer ist es, dem der Auftrag zufiel, die Angelegenheit — eine größere Notiz war bewilligt — ins Reine zu bringen. Dieser Holzer ist insofern besonders dazu disponiert, einen Mann zu feiern, der die Zeit vergessen hat, als er bekanntlich seinerzeit als mein Zeuge im Prozeß Bahr sich nicht erinnern konnte, worüber er auszusagen hatte. Er wird sich nicht mehr erinnern, aber ich, der leider ein gutes Gedächtnis hat, habe die Zeit nicht vergessen, und, durch Schaden gewitzigt, staune ich immer wieder über die Bedenkenlosigkeit, mit der sich das geistige Wien seine Kronzeugen aussucht, sei es um in Salzburg einen Grundstein, sei es um für die Glaubenskraft eines Patriarchen Zeugnis abzulegen. Der heiklen Aufgabe, im Neuen Wiener Tagblatt zu beklagen, daß Wien »seine Seele und sein Herz ausgerissen« sind, entledigt sich Holzer mit Takt und wird den heterogenen Ansprüchen schon damit gerecht, daß er anhebt, Kralik als »Führer einer großen Gemeinde« zu feiern, und zum Schluß beklagt, er teile das Schicksal manches vortrefflichen Sohnes unserer Nation, »im kleinen Kreise, in der Partei und in der Kaste halb ungenützt und im Grunde genommen: einsam zu sein«. Man konnte gespannt sein, wie Holzer im Organ der heiratsfähigen und reisenden Kaufleute dem Grundgedanken der Kralikschen Kulturphilosophie, die Synthese des Christentums mit der Antike sowie dem Germanentum herbeizuführen, gerecht werden würde. Ich habe es noch nicht ausgesprochen, aber ich möchte nun sagen, daß ich mir von dieser Synthese, falls sie überhaupt durchführbar wäre nicht viel Erfreuliches verspreche, sondern im Gegenteil eine kulturelle Mißgeburt von gar nicht vorstellbaren Formen, sagen wir so eine Kreuzung aus Barbarossa, Phryne und Kasmader, und ich fürchte, daß die Phantome der deutschösterreichischen Walpurgisnacht, wie sie sich an Vereinsabenden und in den Spalten der Reichspost tummeln, noch mit etwas Hellenentum versetzt (aber »nur gstaubt«), schon eine klassische ergeben könnten, die wohl an Gschnasabenden der Künstlergenossenschaft reüssieren würde. Holzer nun, den offenbar das Fremdwort »Synthese« beirrt hat und der zu glauben scheint, es bedeute nicht so sehr eine Verbindung als das, womit verbunden wird, formuliert den Leitgedanken Kraliks folgendermaßen:

Er lebte nicht nur ein Dasein im Worte Gottes, auch eines im Geiste der antiken Schönheit; er betrachtete es als sein Lebenswerk — und es ist in diesem Sinne ein echt deutsches—faustisches —, die *Schönheitssynthese der Griechen zu binden* mit dem Hohelied der Menschenliebe des Christentums, zu binden antike Philosophie mit der Glorie des Weltgedankens Rom.

Aber es ist sicher, daß Herr Holzer einmal gewußt hat, daß die Griechen keine »Schönheitssynthese« hatten, die man ja auch nicht erst binden müßte, und daß er es bloß vergessen hat. Er merke sich nun: Alles läßt sich in der Literatur zu einer Synthese brauchen, Schokolade und Knoblauch, Potsdam und Weimar, Steyrermühl und Rom, meinetwegen sogar der Strudelhof und die Akropolis, alles, nur nicht eine Synthese, besonders wenn sie keine ist. Es sei ja zugegeben, daß die arischen Federn es schwerer haben als die andern und darum zuweilen straucheln. Aber der Ehrgeiz ist verfehlt angesichts des Umstandes, daß es doch viel leichter ist, sich in der Kralikschen Weltanschauung auszukennen als in den Kommentaren, die zu ihrer Vertiefung geschrieben werden, und daß die Leser des Neuen Wiener Tagblatts wesentlich andere Gedanken haben und hauptsächlich solche, wo bei antiker Schönheit spätere Synthese nicht ausgeschl. ist. Was sollen aber vollends die der Reichspost damit anfangen, wenn ihnen berichtet wird:



Dr. Katann erinnerte eingangs an seinen seinerzeitigen aufsehen-erregenden Leogesellschafts—Vortrag aus dem Jahre 1912, wo er als erster den Versuch machte, Kraliks synthetische Geistesanlage in ihrer psychologischen Wurzel zu ergründen, und betonte, daß es sich ihm angesichts der im letzten Dezennium erfolgten Erweiterung des Kralikschen Wirkungskreises sowie eines zunehmenden Verständnisses vor allem darum handle, die Fülle und den Reichtum des Kralikschen Wirkers überblicken zu lassen. Der Vortragende wies auf die seltene Konsequenz hin, mit der Kralik nach seiner griechischen Reise sein Kulturprogramm formulierte und fortan *ebenso wie das Prinzip der Redaktion und des Anschlusses an den mittelhochdeutschen Stil und des Hans Sachs festhielt*, so daß selbst noch seine letzten Schöpfungen, (z. B. das Pflingstspiel) auf Pläne der ersten Zeit zurückführen, wie auch der *Komplex* des »Götter— und Heldenbuches«, der »Goldenen Legende« usw. in einer »Legende der Erzväter in der Wüste« fortgesetzt wurde.

Redner, der an der Kralikschen Synthese offenbar die Freudsche Analyse erproben will, schloß mit dem etwas verständlicheren, aber leider nicht erfüllbaren Wunsche, »Kralik möge den Sieg über die egoistischen und materialistischen Tendenzen dieser Zeit davontragen«, wozu noch ein Sektionsrat auf die Wichtigkeit des Logosgedankens für Kraliks Denken hinwies. Vollends ratlos standen die Anhänger der Resitant vor dem Festartikel, mit dem Bahr der Reichspost gedient hat, wo er von Novalis ausgehend und im Hinblick auf Hölderlin, Hegel und Schelling erklärte, bis auf Leibniz zurückgehen zu müssen, um das Maß für das Phänomen Kralik zu finden. Der ehemalige Präsident der Concordia und vazierende Freimaurer feierte seinen älteren Betbruder als großen Erzieher, dessen geheimnisvolle Produktivität. »der Hauch mitschwingender Ahnungen noch weit über den Gehalt hinaus fast inspiriert klingen läßt«, wies auf die »Magie seiner persönlichen Erscheinung« hin, auf seine merkwürdige Unfähigkeit, »ein gleichgültiges Gespräch zu führen, als ob er erst angesichts der Ewigkeit zu Worte käme«, auf den »inneren Strahlenkranz seines Wesens«, durch den er Tausenden ein entscheidendes Erlebnis geworden sei, mit einem Wort auf Kraliks »Apostolat«. Es ist mir erstaunlich, wie der alte Gymnastiker immer noch Papier und Tinte handhabt, wenn er auf den Knien liegt. Zum Glück hatte er auch die Geistesgegenwart, Herrn Kralik nachzurühmen, er sei trotz aller Verklärtheit »durch einen entschiedenen Sinn für Klarheit vor allem Diffusen, vor Dilettantismus gesichert«.

Wenn ich unter den Vertretern der Geistigkeit, die sich am Kralikstag aus den christlichnationalen Geselligkeitsvereinen, Schriftstellergenossenschaften und Schriftleitungen zusammengeschart haben, nach einem lebendigen Beispiel für Dilettantismus suchen soll, finde ich höchstens »das Töchterchen des Direktors Neumair«, das ich an der Seite des Hermann Bahr den Festzug abschließen sehe. Ich stelle mir vor, daß dies Kind, kein Engel ist so rein, weitab von Kulturphilosophie, Synthese und Logosgedanken sein Versein aufsagt, das es ganz gut selbst verfaßt haben kann. Sicher weiß ich ja nicht, aber, wie mich oft der Hauch mitschwingender Ahnungen inspiriert, so glaube ich, daß es lautet oder mindestens so ähnlich:

Alles, was da treue Gunst  
Hegt für echte, rechte Kunst,  
Freut sich heute, unsern guten  
Meister Kralik in den Fluten

Unsrer wirren Zeit noch *kräftig*  
Überlegen und *bedächtig*  
Als den Siebziger zu schauen,  
Dem die Musen mit Vertrauen  
Ihren besten Hort erschlossen,  
Dessen er gar unverdrossen  
Hat gewaltet lange Jahre,  
Da er uns so wunderbare  
Melodien ließ erklingen  
Und in unsre Herzen dringen.  
Er beweist durch seine Töne,  
Daß das Gute und das Schöne  
Eines sei, denn was er schafft,  
Das ist schön, weil aus der Kraft  
Volle Güte nur *geschaffen*  
*Mit der Liebe heil'gen Waffen.*  
Keiner hat, das sag ich laut,  
Sehender ins Licht geschaut,  
Draus die hohen Ideale  
Leuchten her vom Himmelssaale.  
Er ist sehend, wir sind blind,  
Und er führt uns, treu gesinnt,  
An der Hand der holden Töne  
Durch das hohe Reich der Schöne  
Stets den rechten Weg dahin,  
Uns zu sicherem Gewinn,  
Daß wir stolpern nicht, noch irren,  
Denn er *kennt sich aus* im wirren  
Reich der guten *Konsonanzen*  
Und der bösen *Dissonanzen.*  
Heute, da die ganze Erde  
Droht, daß Dissonanz sie werde  
Sind uns solche Meister not,  
*Daß uns nicht das Chaos droht.*  
Darum sei bedankt der Himmel,  
Daß er uns im Weltgetümmel  
*Und auch im Zusammenbruch*  
*Daß uns nicht das Chaos droht.*  
Unsern Meister hat gegeben,  
Dessen Schaffen, Tun und Leben  
*Schon ein Wiederaufbau ist*  
*Ohne Heuchelei und List.*  
Denn wer so wie er das Gute  
Aufrecht hält in starkem Mute,  
*Der ist eine Säule, der*  
Ist die starke Gegenwehr  
Gegen alle Weltverwirrung,  
Gegen böser Geister Irrung.  
Darum sei uns, teurer Mann,  
Hochgepriesen allfortan!  
Lebe hoch! Dein Wirken währe  
*Unseren Vaterland zur Ehre!*

Das hat natürlich nicht viel mit Leibniz oder Homer zu schaffen. Was den Zusammenbruch anlangt, so hat er ein so vollkommenes Chaos nach sich gezogen, daß da ein Reim unmöglich ist, wie sich eben die Dissonanzen der Republik so gar nicht auf die Konsonanzen der Monarchie reimen. Die routinierteste Feder, gewohnt den baren Unwert für eine Weltanschauung auszugeben, wo ihr der Nachweis erspart bleibt, bräuchte es an der Hand dieses geistigen Sachverhalts mit aller christlichen Liebe wohl nicht fertig. Wer den herzigen Glückwunsch verfaßt hat? Ich möchte die lyrische Begabung des Kindes nicht überschätzt wissen und erwarte, daß das Ahnungsvermögen des Lesers an Kraliks und das meinige heranreicht, wenn ich — der Wahrheit und Genauigkeit halber — verrate, daß ich die vorliegende Dichtung den »Wiener Stimmen«, kurz ehe sie uns verstummt, abgelauscht habe und daß sie damals dem 80. Geburtstag des blinden Tondichters Labor angesonnen war, dessen für gute Konsonanzen empfängliches Ohr dieser Leier standhalten mußte. Solches erfuhr man mit Bedauern; und mit Staunen, daß der Urheber, gewiß ein ehrliches, frommes und anstelliges Gemüt, nur um zehn Jahre jünger ist.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3